

Mitropa 2015

Jahresheft des
Geisteswissenschaftlichen Zentrums
Geschichte und Kultur
Ostmitteleuropas (GWZO)



GWZO

Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
an der Universität Leipzig



Umschlag Detail der Granitgruppe des Denkmalensembles zur Völkerfreundschaft, Kiew. Der ukrainische Hetman Bohdan Chmel'nyc'kyj und der russische Gesandte Vasilij Buturlin anlässlich des Friedensschlusses von Perejaslav.

Das Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig versteht seinen Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« nicht als einen fest umrissenen geographischen oder politischen Raum, sondern als ein historisches Regionalkonzept: Wo Ostmitteleuropa beginnt und endet, ist eine Frage der Betrachtungsweise, der Epoche und der Perspektive. Die Beweglichkeit des Konzepts ist seine Stärke.

Beweglichkeit zeichnet auch die am GWZO betriebene Forschung aus, deren Projektstruktur es erzwingt, konstant Neues zu entwickeln, vertraute Paradigmen zurückzulassen. Und mobil sind schließlich die Mitarbeiter des Hauses, die zwischen Leipzig und den ostmitteleuropäischen Archiven, Grabungsstätten und Museen pendeln, teils von dort stammen oder als Gastwissenschaftler in »Specks Hof« arbeiten.

Mitropa, das Akronym der Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft signalisiert Bewegung und Vernetzung; es steht für historischen Wandel wie Kontinuität.

1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa seinerzeit ein imperiales Unternehmen. Später fuhr es für die Nationalsozialisten – und beförderte die Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Es bediente SED-Funktionäre, polnische Dissidenten, tschechische Underground-Künstler und manchen Pionier des Nachwende-Kapitalismus: eine vielschichtige, ambivalente Geschichte.

Der Name *Mitropa* steht also für die Dynamik des Forschungsspektrums, dem sich das GWZO seit 1996 widmet: Geschichte und Kultur der Landstriche zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart, der immer wieder neu zu erkundenden, neu zu unseren Europa-Imaginationen beitragenden Geschichtsregion »Ostmitteleuropa«.

2 Editorial

Mit eigenen Augen

4 Überspannt

Das Denkmal der Völkerfreundschaft in Kiew

DIRK SUCKOW

Leseproben

8 1000 Jahre Leipzig

Die Suche nach der *urbs Libzi*

MIRKO OEHLERT

14 Armenian Merchants in Seventeenth Century North-Eastern Europe

Bringing Raw Silk from Iran to Amsterdam

STEFAN TROEBST

20 Eine viel gereiste Dame

Leonardos Meisterwerk und die Sammlung Czartoryski im Dresdner Interim

AGNIESZKA GAŚSIOR

25 Der 8. März 1975

Zur Historizität von Vor- und Darstellungen sozialistischer Frauenpolitik in Polen

DIETLIND HÜCHTKER

31 Wenn Klosterkirchen zum Muster für Kathedralen werden

Ebrach – Bamberg, Doberan – Schwerin

MARKUS HÖRSCH

Journal

36 Padua oder Polens Geschichte an einem Tag

CHRISTOPH MIELZAREK

Fundstücke

42 Vorzeichen oder medizinische Kuriosität?

CHRISTIAN FORSTER

44 Goethe zum Quadrat

VALÉRIA LENGYEL

46 Polens Denkmallust und Denkmallast

ARNOLD BARTETZKY

48 *Krantinés arka* oder *Das Rohr* in Vilnius

MARINA DMITRIEVA

Wissenschaft & Öffentlichkeit

52 »Junge Wilde« des 16. Jahrhunderts und ihre expressive Kunst als Krisenphänomen

BENNO JAKOBUS WALDE

56 Wo Süleymans Kaftan weht

Die Renaissance und die Osmanen: In Brüssel wird ein neuer Blick versucht

NIKOLAUS BERNAU

58 Ausstellungskalender 2015/16

Forschung 2014

60 Ziele

61 Ansätze

63 Publikationen

66 Perspektiven

67 Oskar-Halecki-Vorlesung

68 Projekte

68 Arbeitsprogramm 2014

70 Veranstaltungen

72 Abbildungsnachweise

Impressum

Editorial

Sommer 2015. Eine Vortragsreise nach Greifswald. Man fährt ab Berlin mit dem EC 378. Für den sind es dreizehn Stunden Fahrt von Bratislava über Prag mit dem Ziel Ostseebad Binz auf Rügen. Einfahrt nach Pasewalk mit planmäßigem Stopp, und der Blick am Bahnhof fällt auf ein leerstehendes Gebäude mit abblätterndem Verputz – und dem Namenszug »Mitropa«. Groß und breit und gut zu lesen. Ein Gruß aus der Vergangenheit, und zugleich ein Symbol der ostmitteleuropäischen Gegenwart und Zukunft? Fast einhundert Jahre nach der Gründung (1916) von Mitropa, der »Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft«, ein Eisenbahnzug mit slowakischen und tschechischen Touristen auf dem Weg zur deutschen Ostseeküste? An diesem Tag wohl eher nicht, denn slawische Sprachfetzen sind nicht zu hören. Und sonst? Man würde gerne etwas über den Erfolg dieses Zuges als Fernbahnverbindung wissen. – Eine Stunde später in Greifswald, Fahrt mit dem Taxi nach Wiek. Man kommt mit dem Taxifahrer ins Gespräch, er zeigt sich an der Geschichte interessiert, ist beeindruckt von den Leistungen der alten Ägypter. Aber: ein Vortrag über die mittelalterlichen Slawen im Ostsee-

gebiet einschließlich der Greifswalder Region? Warum das denn, hat es hier Slawen gegeben? Ach so, aber diese Slawen, was ist das denn eigentlich für eine Rasse? Auf der anderen Seite ungläubiges Staunen. Noch nie was von Slawen gehört? Die Ortsnamen hier: Dersekow, Dargelin, Kemnitz, Lubmin? Nie Gedanken über ihre Bedeutung gemacht? Nie die Reste der slawischen Burgwälle aus dem Mittelalter gesehen? Kap Arkona? – Zwei Welten prallen aufeinander: hier das im GWZO gepflegte und weiter entwickelte Konzept der *Germania Slavica*, interdisziplinäre Zusammenarbeit von Geschichtswissenschaft, Archäologie und Namenkunde, das Bewusstsein einer slawischen Vergangenheit Deutschlands. Und dort: völlige Unkenntnis.

Damit zurück nach Leipzig 2015, und das heißt: 1000 Jahre Leipzig, denn im Jahr 1015, genauer gesagt, zum 20. Dezember, ergab sich für den Bischof und Chronisten Thietmar von Merseburg die Gelegenheit, die *urbs Libzi* zu erwähnen, ein Ereignis, das wir in diesem Heft näher beleuchten. Der Name Leipzigs zeigt die slawische Vergangenheit der Region zwischen Ostsee und Erzgebirge an, wenn auch, wie die wissenschaftliche Diskussion der letzten Jahre gezeigt hat, die slawische Wurzel *lipa* = »Linde« einer späteren Namenneuerung zugeordnet werden muss. Ein Jubiläum bietet immer die Möglichkeit der Vermittlung von Kenntnissen, die bis dahin auf die Forschung beschränkt waren, in eine größere Öffentlichkeit hinein. So finden denn auch die ältesten Phasen der Geschichte Leipzigs Berücksichtigung in der Ausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig unter dem Titel »1015 – Leipzig von Anfang an«, deren Konzeptentwicklung von Mitarbeitern des GWZO wissenschaftlich begleitet wurde. Im Oktober widmet das GWZO seine Jahrestagung 2015 dem Thema »Leipzig und das östliche Europa: Kapitel einer Beziehungsgeschichte aus 1000 Jahren«. In dieser Form leistet das Zentrum seinen Beitrag dafür, dass die enge Verbindung Leipzigs mit seinen südlichen (Böhmen/Tschechien, Slowakei) und östlichen Nachbarn (Polen in seiner weiten historischen



Erstreckung bis in die heutige Ukraine und nach Weißrussland hinein, Russland insbesondere mit dem Messeplatz Nižnyj Novgorod an der mittleren Wolga) im Verlauf eines Millenniums im öffentlichen Bewusstsein ihren Platz findet. Denn ohne die Handelsbeziehungen dorthin und ohne den Messebesuch der Händler von dort hätte Leipzig niemals jenes rasante Wachstum entwickeln können, das die Stadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und bis zum Ersten Weltkrieg erfasste. Die Zentralfunktion im Handel schuf zugleich die Basis für einen regen kulturellen Austausch, dessen Facetten durch die GWZO-Jahrestagung 2015 ebenfalls beleuchtet werden.

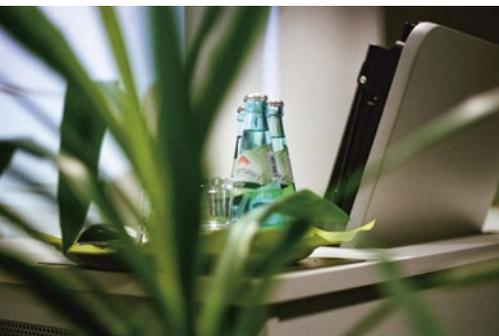
Mit seinem Beitrag zum Leipziger Millennium setzt das GWZO eine in den letzten Jahren entwickelte Praxis der Beteiligung an solchen Jubiläumsfeierlichkeiten fort. Mit Ringvorlesungen und Konferenzen leistete das GWZO schon 2013 seinen Beitrag zum 200. Geburtstag Richard Wagners und zum Gedenken an die Völkerschlacht, zur Einweihung der russisch-orthodoxen Kirche in Leipzig sowie zum Millennium des Hoftages in Merseburg.

Bei all diesen Jubiläen von historischer Tiefe soll hier ein weiteres Jubiläum Erwähnung finden, das – zumindest was das Bestreben des involvierten Personals und hoffentlich all seiner Partner national und international betrifft – ebenfalls eine ost-mitteleuropäische Reichweite und Bedeutung aufweist: Am 30. Oktober 1995 wurde die Vereinbarung zur Gründung des GWZO in Leipzig unterzeichnet, das somit im Jahr 2015 sein zwanzigjähriges Bestehen feiert.

Wir freuen uns auf die erfolgreiche Fortsetzung der seither geleisteten Arbeit und hoffen dabei auf die allmähliche Beseitigung der oben geschilderten Defizite in Bezug auf die Kenntnis unserer Untersuchungsregion!



CHRISTIAN LÜBKE
Direktor des GWZO



4 Mit eigenen Augen

gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus ersten Beobachtungen analytische Texte werden.

Überspannt

Das Denkmal der Völkerfreundschaft in Kiew

DIRK SUCKOW

Als gleichsam gebautes Manifest sowjetischer Geschichtspolitik ist das 1982 eingeweihte Kiewer Denkmal der Völkerfreundschaft eine aktuell sehr umstrittene Hinterlassenschaft. **Abb. 1, 2** Auf einem Höhenzug über dem Dnepr gelegen, erhebt es sich im Zentrum der ukrainischen Hauptstadt in unmittelbarer Nähe zur Nationalen Philharmonie.

Der größte und weithin das Stadtbild prägende Teil des Ensembles ist der Bogen der Völkerfreundschaft, ein aus Titanlegierung gearbeiteter stilisierter Regenbogen mit einem Durchmesser von 60 Metern, der seinerseits zwei weitere Denkmäler überspannt. **Abb. 3** Eines erinnert an den Vertrag von Perejaslav, einen Treueid, den die Saporoger Kosaken 1654 auf den russischen Zaren Aleksej I. ablegten. **Abb. 4** Zentrale Figuren der vielköpfigen Granitkomposition sind der ukrainische Hetman Bohdan Chmel'nyč'kyj und der russische Gesandte Vasilij Buturlin. **Abb. 5** Der vorrevolutionären russischen und – mit entsprechenden

Modifikationen – später der sowjetischen Geschichtsschreibung galt das Ereignis von Perejaslav als »Wiedervereinigung der Ukraine mit Russland«.

Dem Gedenken dieser »Wiedervereinigung« ist auch das zweite vom Bogen der Völkerfreundschaft überspannte Monument gewidmet, wie dessen Sockelinschrift in ukrainischer und russischer

Abb. 1, 2

Die Gesamtanlage der Denkmalgruppe, Tag- und Nachtansicht





Abb. 3 Der Bogen der Völkerfreundschaft, Kiew

Sprache anzeigt. Es handelt sich um die über sechs Meter hohe Bronzeskulptur eines russischen und eines ukrainischen »Werk-tätigen«, die über ihren Köpfen gemeinsam den Orden der Völkerfreundschaft präsentieren. **Abb. 6** Auch der Stadt Perejaslav-

Chmel'nyc'kyj als Erinnerungsort der behaupteten »Wiedervereinigung« war diese Auszeichnung 1979 verliehen worden. Unschwer erkennbar, ist die Komposition der Zweiergruppe eine Referenz an eine Ikone des Sozialistischen Realismus, an Vera Muchinas Arbeiter und Kolchosbäuerin von 1937. Die Inszenierung des Ordens verweist im Detail wie die gesamte Konzeption des Denkmalskomplexes auf die »Völkerfreundschaft« als Grundlage eines vermeintlich brüderlichen Zusammenlebens von Völkern und Nationen.

Als ideologisches Konstrukt war die Völkerfreundschaft Element sowjetischer Außenpolitik und zugleich eine Antwort auf die nationale Frage innerhalb des multiethnischen Imperiums. In dieser Lesart erschien der Vielvölkerstaat als freiwilliger Zusammenschluss von Mitgliedsnationen, deren jede gleichberechtigt im Kreis einer sozialistischen Familie floriert, weitsichtig geführt von Russland als großem Bruder. Den so taxierten Wert der Völkerfreundschaft übersetzt der Denkmalskomplex in eine leicht verständliche Zeichensprache. Der gewaltige Bogen mit seinem metallischen Glanz verwandelt die Idee in einen »leuchtenden Triumph« von historischer »Tragweite«. Er greift auf die Form des Regenbogens und dessen schillernde Semantik der überwundenen Trennung, des Brückenschlages und des ewigen Bundes zurück. Alle drei Einzelmonumente verweisen

nicht zuletzt über ihre Materialikonologie – Titan, Granit, Bronze – auf die Dauerhaftigkeit und Unangreifbarkeit der mit ihnen verbundenen Botschaft.

Für die Gestaltung der Anlage zeichneten der Bildhauer Aleksandr Skoblikov sowie die Architekten Igor Ivanov, Sergej Mirgorodskij und Konstantin Sidorov verantwortlich. Die Eröffnung 1982 war propagandistisch eingebunden in die Feierlichkeiten zum 65. Jahrestag der Oktoberrevolution, zum 60. Jahrestag der Gründung der Sowjetunion sowie in die 1500-Jahrfeier Kiews. Letzte rekurrierte auf eine historisch nicht gesicherte Gründung der Stadt im Jahr 482 und war mit umfangreichen Neugestaltungen wie auch mit Rekonstruktionen historischer Bauten (etwa

Der Kunsthistoriker **DIRK SUCKOW** arbeitet im internationalen Verbundprojekt »Forschungsinfrastruktur Kunstdenkmäler in Ostmitteleuropa«, das in einem interaktiven Wissensportal zahlreiche besonders forschungsrelevante Kunstdenkmäler Ostmitteleuropas erschließt.



Abb. 4
Die Saporoger
Kosaken. Denkmal
zum Frieden von
Perejaslav



Abb. 5
Bohdan
Chmel'nyc'kyj und
Vasilij Buturlin,
Detailansicht

des Goldenen Tores) verbunden. Heute wird das Gelände vielfach für Freizeitveranstaltungen wie Jahrmärkte und Freilufteislaufen genutzt.

Nachdem ukrainische Nationalisten in den 1990er Jahren schon einmal die Beseitigung des im Volksmund u. a. als »Joch« bezeichneten Denkmals gefordert hatten, wird dessen Fortbestehen vor dem Hintergrund der ukrainisch-russischen Krise gegenwärtig wieder debattiert. Seinen Stellenwert als Synonym für den Umgang der unabhängigen Ukraine mit ihrer sozialistischen Vergangenheit wird es in jedem Fall behalten.



Abb. 6 Denkmal zur russisch-ukrainischen Völkerfreundschaft

geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeitern oder Gastwissenschaftlern zurück, auf Vorträge, Monographien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

MIRKO OEHLERT

1000 Jahre Leipzig

Die Suche nach der *urbs Libzi*

*Post haec autem Eid antistes egregius a Polonia sal-
tam cum muneribus magnis reversus egrotare cepit
et in urbe Libzi vocata fidelem Christo animam XIII.*

Kal Ianuarii reddidit,¹ notiert am 20. Dezember 1015 der Merseburger Bischof und Chronist Thietmar. Sein Amtsbruder, der Meißener Bischof Eid, der eben erst mit Geschenken aus Polen eingetroffen war, habe in der »Burg Leipzig« Christus seine treue Seele zurückgegeben.

Nicht Thietmars Bericht über den Tod des Meißener Bischofs, der im Auftrag Kaiser Heinrichs II. bei dessen polnischem Gegner Bolesław Chrobry diplomatische Verhandlungen geführt hatte, macht im Jahr 2015 den Eintrag bemerkenswert, sondern die Ersterwähnung des Ortes Leipzig. Sie jährt sich nun zum eintausendsten Male und ist den Leipzigern Anlass, ihr Stadtjubiläum gebührend zu feiern.

Doch wo hatte sich die vor zehn Jahrhunderten erwähnte *urbs Libzi* eigentlich befunden und wann hatte die Besiedlung, die zum Burgenbau führte, begonnen? Spiegelt doch längst nicht immer die erste Nennung eines Ortes den Zeitpunkt seiner Entstehung wider. Häufig markiert sie lediglich den Moment, an dem ein mit dem genannten Ort in Verbindung stehendes Ereignis es wert schien, aufgeschrieben zu werden. Umso dringender gilt es, sich nach Quellen der materiellen Kultur umzusehen, die sich mit Hilfe der Archäologie erschließen lassen und die Antworten zu liefern versprechen, will man sich auf die Suche nach der *urbs Libzi* begeben.

Zwei Theorien zum Standort der Burg

Zur Entstehungszeit Leipzigs und zur Lage der Burg gab es lange unterschiedliche Meinungen. Zwar galt es als sicher, dass sich aus Thietmar von Merseburgs *urbs Libzi* die uns bekannte Stadt Leipzig entwickelte, doch blieb lange Zeit offen, wo genau sie sich im späteren Stadtgebiet befunden hat. Kaum hatte man sich im ausgehenden 19. Jahrhundert in Fachkreisen mit der Frage zu befassen begonnen, wurden auch schon zwei mögliche Orte favorisiert: zum einen nördlich der Innenstadt im heutigen Bereich Humboldtstraße und Pfaffendorfer Straße am nördlichen Ufer der damals dort entlang fließenden Parthe, zum anderen der Matthäikirchhof im Bereich der heutigen »Runden Ecke« im Nordwesten der Leipziger Innenstadt. ^{Abb. 1} Auf dem dortigen östlichen Hochufer der Elster-Pleiße-Aue hatte sich im Mittelalter ein Franziskanerkloster befunden, errichtet auf dem Areal einer Burg des 13. Jahrhunderts.

Führender Vertreter der ersten Theorie war der Altmeister der sächsischen Landesgeschichte Rudolf Kötzschke (1867–1949). Er vermutete die *urbs Libzi* nördlich der heutigen Innenstadt auf einem Areal, das seit dem Hochmittelalter immer wieder als »Alte Burg« bezeichnet worden war. Zwar lag dieses Gebiet außerhalb des späteren Stadtkerns, doch habe, so Kötzschkes Theorie, die natürliche Schutzfunktion zwischen Elster, Pleiße und Parthe den Ausschlag gegeben, an diesem Ort eine »mit deutscher



Abb. 1 Das heutige Areal des Matthäikirchhofes, bis 1989 Sitz der Staatssicherheit der DDR

Befestigungskunst gebaute Burg« anzulegen.² Dem widersprach schon bald der Heimatforscher Max Näbe (1876–1945), womit die Kontroverse Fahrt aufzunehmen begann. Neue Keramikfunde aus der

»Wendzeit«, die man in der Fleischergasse entdeckt hatte, ließen Näbe den Matthäikirchhof als Ort einer möglichen »Spitzwallanlage« in die Diskussion werfen. Dort hingegen, wo Kötzsckhe die *urbs Libzi* lokalisierte,

Der Archäologe **MIRKO OEHLERT**, der sich hier auf die Spurensuche nach der *urbs Libzi* in der Geschichte seines Fachs begibt, forscht in der Projektgruppe »Elbmarken, Polen und Böhmen vom 10. bis ins 12. Jahrhundert« zur frühstädtischen Agglomeration Leipzig. Gemeinsam mit dem Projektleiter Matthias Hardt und Christian Zschieschang hat er die Ausstellung zum Stadtjubiläum 1015. *Leipzig von Anfang an*, die von Mai bis Oktober 2015 zu sehen ist, im Stadtgeschichtlichen Museum wissenschaftlich begleitet.

ten.⁴ Kein Dorf, sondern einen slawischen Burgwall meinte hingegen der Archäologe Werner Radig (1903–1985) auf dem Matthäikirchhof nachweisen zu können und begründete dies ebenfalls mit slawischen Funden und mit dem gebogenen Verlauf der Fleischergasse.⁵

sah Näbe einen slawischen Wall. Als Ort einer frühdeutschen Burganlage hielt er das Areal für ungeeignet.³ Dem widersprach nun wiederum der Leipziger Historiker Johannes Kretzschmar (1876–1945), der wie Kötzsckhe die *urbs Libzi* auf dem mit dem Namen »Alte Burg« bezeichneten Gebiet verortete. Näbes Scherbenfunde ließen ihn am Ende der Fleischergasse nicht die Leipziger Burg, dafür aber ein slawisches Sackgassendorf vermuten.

Für die Matthäikirchhof-Theorie fanden sich weitere Befürworter, darunter der Stadtarchivar Ernst Müller (1894–1972). Er hatte herausgefunden, dass die Grundstücke nördlich des Matthäikirchhofes seit alters her von städtischen Abgaben befreit gewesen waren. Seine Erklärung, dass dort einst die auf der Burg stationierten Offiziere gewohnt hätten, setzte selbige in nächster Nähe voraus.⁶ Und schon Ende des 19. Jahrhunderts hatte der Architekt Oskar Mothes (1828–1903) auf dem Matthäikirchhof eine Burg des 10. Jahrhunderts angenommen, als er bei Umbaumaßnahmen an der dortigen Kirche ältere Fundamente entdeckte, die er mit der erwähnten *urbs Libzi* in Verbindung brachte.⁷ Doch da er kaum Aufzeichnungen hinterließ, waren seine Ansichten zunächst weitgehend unbeachtet geblieben.

Lange Zeit standen sich beide Theorien relativ gleichrangig gegenüber. Die Schriftquellen zur frühen Stadtgeschichte waren mehr als dünn und die wenigen bekannten Funde waren zufällig ans Licht gekommen. Diese Situation änderte sich erst nach dem 2. Weltkrieg.

Die umfangreichen Zerstörungen hatten große Teile der europäischen Innenstädte stark in Mitleidenschaft gezogen. Viele beschädigte Gebäude mussten abgerissen und neu errichtet werden. Mag der Grund auch traurig sein, bot er doch der Stadtarchäologie die Gelegenheit zu umfangreichen Forschungen zur Stadtentstehung. Und so konnten viele Grabungen in den sonst schwer zugänglichen, sensiblen Bereichen der Innenstädte durchgeführt werden. In relativ kurzer Zeit wurde eine große Menge an Funden zu Tage gefördert und nebenbei ließen sich bislang angewandte archäologische Methoden verfeinern.

Die heutige Leipziger Stadtarchäologie geht v. a. auf den Kunsthistoriker Herbert Küas (1900–1983) zurück, **Abb. 2** den man 1949 damit beauftragte, die im Krieg zerstörte Matthäikirche auf die Möglichkeiten eines Wiederaufbaus hin zu untersuchen. Zwar fiel sein Urteil damals negativ aus, doch hatte er bei seinen Untersuchungen unter den Fundamenten Keramikscherben entdeckt, mit denen es sich belegen ließ, dass das Areal bereits im früheren Mittelalter besiedelt war.⁸

Die Suche nach der Leipziger Burg auf dem Matthäikirchhof

Um dieser Sache weiter nachzugehen, suchte Küas den Kontakt zu Friedrich Behn (1883–1970), dem Direktor des Instituts für Vor- und Frühgeschichte der Universität Leipzig. Bei der Anlage eines ersten Suchschnittes unmittelbar östlich der Kirchenruine entdeckte man Befunde und Funde, mit denen sich die Theorie einer frühmittelalterlichen Burganlage auf dem Matthäikirchhof stützen ließ. Ein auf Betreiben von Küas hin gegründeter »Arbeitsausschuss zur Erforschung des ältesten Leipzig« setzte sich erfolgreich für die Fortführung der Grabungen ein. Nach einer Anschubfinanzierung durch die Sächsische Akademie der Wissenschaften und des Landesmuseums für Vorgeschichte Dresden stellten auch der Rat der Stadt Leipzig und das Staatssekretariat für Hochschulwesen Gelder für ein umfangreiches Grabungsprojekt auf dem Matthäikirchhof zur Verfügung.⁹ Nun war man erstmals in der Lage, gezielt neue Quellen zur Erforschung des frühen Leipzig zu erschließen. **Abb. 3**

Friedrich Behn übernahm das Projekt,¹⁰ und so konnte bis Februar 1956 in mehreren umfangreichen Grabungskampagnen unter der Leitung von Herbert

Küas und Lisedore Langhammer (1920–2012) ein großes Areal auf dem Matthäikirchhof ausgegraben werden. **Abb. 4** Während sich Küas vorrangig um die freigelegten Baustrukturen kümmerte, in erster Linie waren dies Reste des vom 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts hier bestehenden Franziskanerklosters, bemühte sich die Assistentin am Leipziger Institut für Vor- und Frühgeschichte Langhammer um die archäologischen Befunde. Diese reichten vom frühen Neolithikum bis in die frühe Neuzeit, wobei der Schwerpunkt auf den Befunden des frühen und hohen Mittelalters lag.

Schnell wurde während der Ausgrabungen klar, dass hier eine hochmittelalterliche Befestigungsanlage vorlag, bei der es sich um die 1015 erwähnte *urbs Libzi* handeln musste. Schon in den ersten Kampagnen hatte man die Reste eines Walles und eines Grabens entdeckt, die ein ca. 5.000 m² großes Areal im Südwesten des Geländesporns abriegelten. Die Frage nach dem Standort der *urbs Libzi* war also geklärt.¹¹ Doch waren andere Fragen noch offen und neue kamen hinzu. So war immer noch unklar, wann genau die Besiedlung ihren Anfang genommen hatte, aus der dann die Burg entstand, die sich letztlich zur heutigen Stadt Leipzig entwickelte. Auch war noch nicht geklärt, wie die eigentliche Burg ausgesehen haben mochte und wann genau man sie errichtet hatte.



Abb. 2 (links)
Herbert Küas während der Grabungen, Matthäikirchhof 1954

Abb. 3 (rechts)
Grabungsarbeiten, 1954

Abb. 4
Fotodokumentation der Ausgrabungen

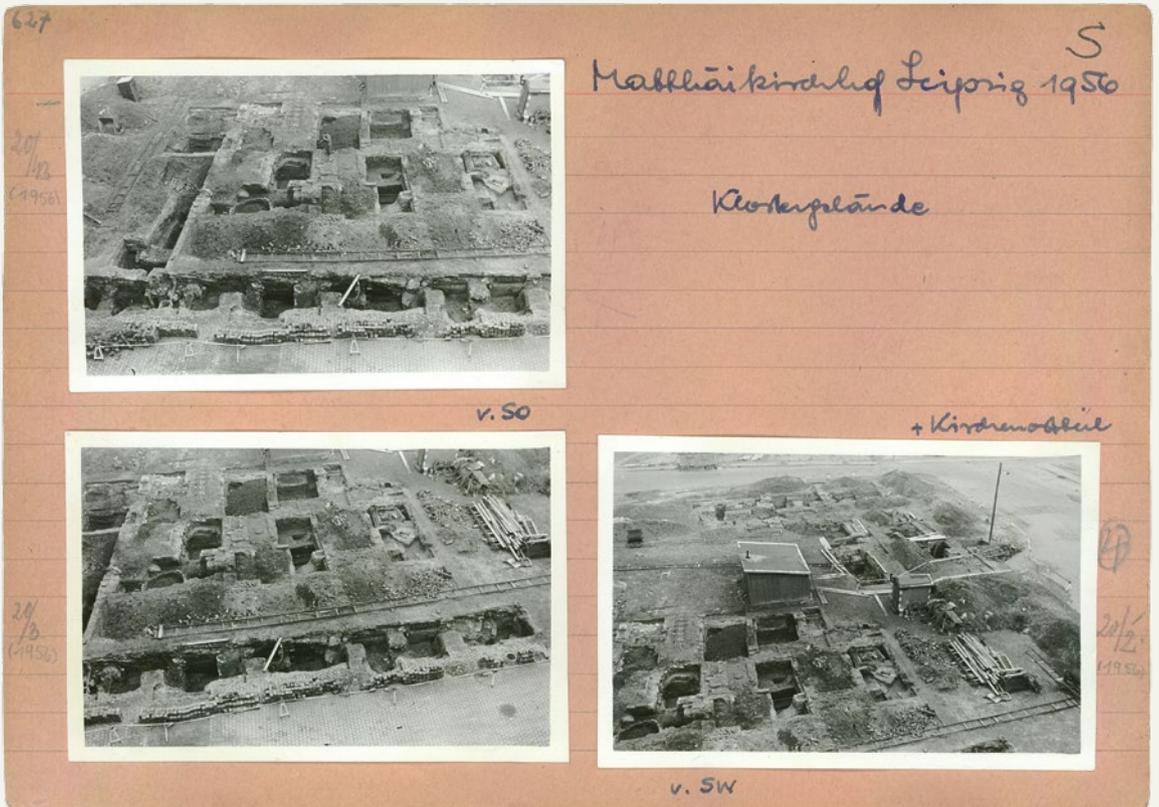
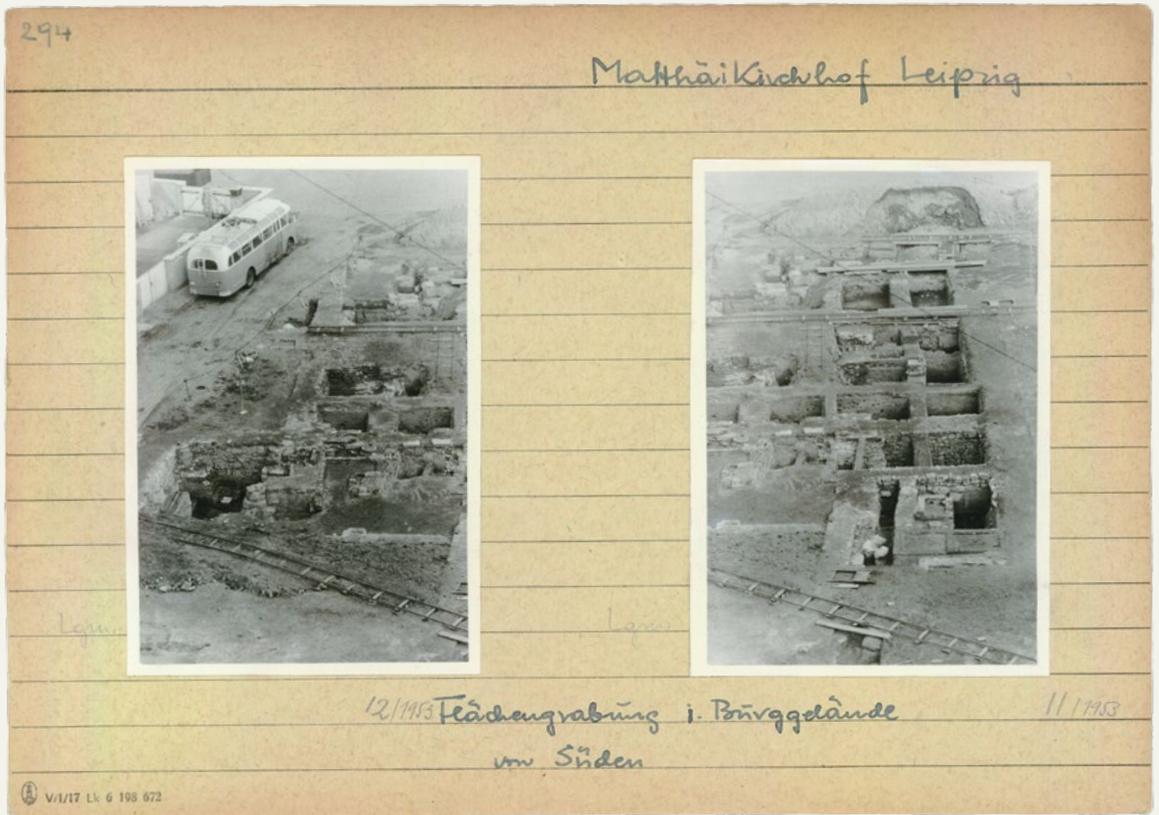
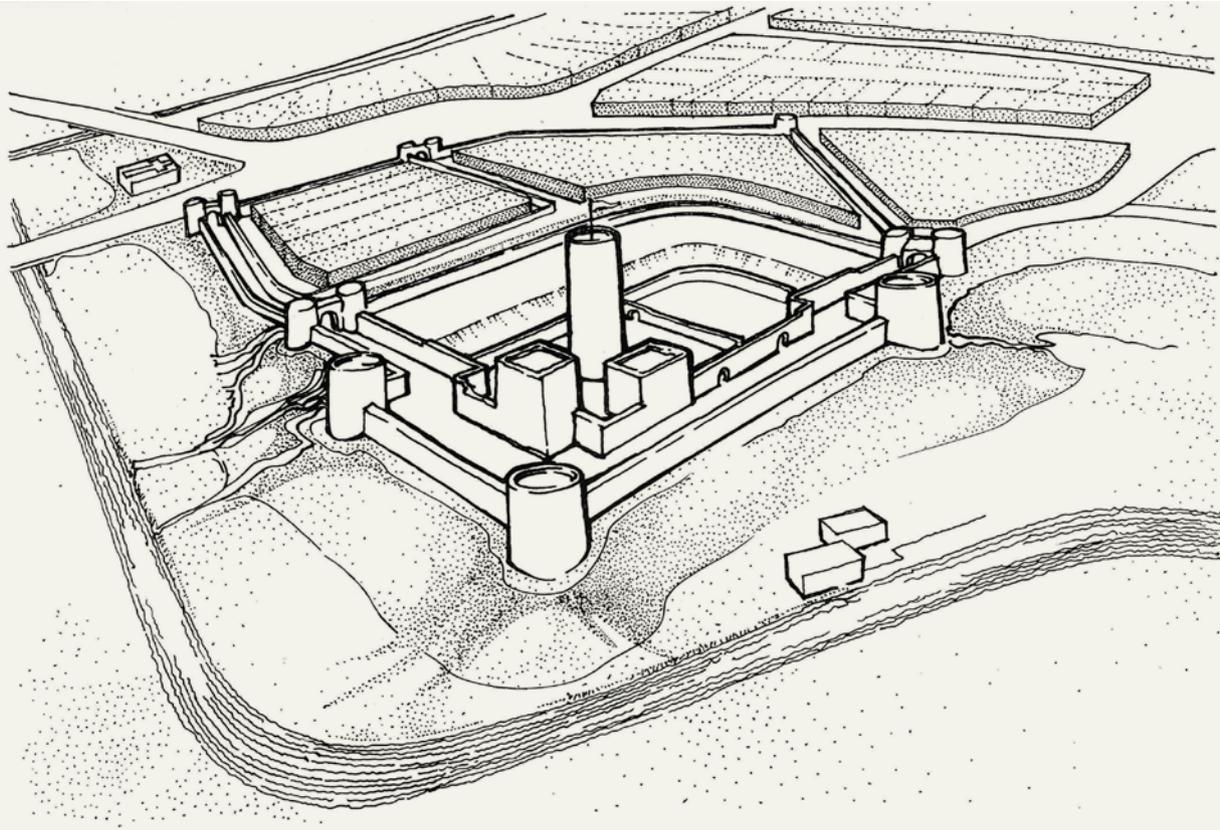


Abb. 5 Rekonstruktion der Burg des 10. Jahrhunderts nach Herbert Küas



Wissenschaftliche Auswertungen der Grabungen

Einen ersten Ansatz für die zeitliche Einordnung der Burganlage lieferte Langhammer. In ihrer 1957 eingereichten Dissertation legte sie die Keramikfunde aus den Grabungen am Matthäikirchhof vor.¹² Die von ihr herausgearbeitete relative Keramikchronologie beruht auf der vorgefundenen Stratigraphie und gilt dadurch noch heute als ein wichtiges Werk, als Grundlagenforschung zur Chronologie im nordwestsächsischen Raum. Um ihre Funde zeitlich zu fixieren, zog Langhammer meist über Münzen datierte Vergleichsfunde zur absoluten Datierung heran. Danach wäre die Burg aus Wall und Graben schon vor 1015 auf einer Siedlung errichtet worden, die bereits um 900 bestand.

Auch Küas veröffentlichte die Ergebnisse seiner Auswertung der Grabung am Matthäikirchhof in der wichtigen Publikation *Das alte Leipzig in archäologischer Sicht* von 1976. Detailliert beschrieb er die hochmittelalterliche Burg und belegte seine Sicht mit zahlreichen Zeichnungen und Fotos.¹³ Die von ihm

rekonstruierte Burg besaß demnach eine rechteckige Grundform, war Ost-West ausgerichtet und durch einen Zwischengraben in eine westliche Kern- und eine östliche Vorburg unterteilt. ^{Abb. 5} Im Norden und Osten schloss die Burg mit einem ca. zehn Meter breiten Wall ab, dem ein etwa genauso breiter und ca. drei Meter tiefer Sohlgraben vorgelagert war. Nach Süden und Westen war die Burg durch den Steilhang zur Elster-Pleiß-Aue begrenzt. Die Kernburg bestand, laut Küas, aus verschiedenen steinernen Gebäuden sowie einem Bergfried von ca. zehn Metern Durchmesser. Nordöstlich der Befestigung soll sich eine Vorburgsiedlung angeschlossen haben, in der sich ein Handwerkerviertel und die bereits von Ernst Müller erkannten Höfe für die Burgbesatzung befanden. Küas interpretierte die Befunde als Reste einer »deutschen« Burg, die seiner Meinung nach im gleichen Zusammenhang wie die Burg Meißen entstanden war, also zu Beginn des zweiten Drittels des 10. Jahrhunderts. Er sah in der Burg einen »Vorposten und Brückenkopf zur Festung Merseburg« und eine erste wichtige Etappe auf dem Weg nach Meißen.¹⁴ Doch zog Küas' konkrete Vorstellung der Burg – ihr Aussehen,

aber v. a. ihre kulturelle Einordnung – schon bald Kritik auf sich.¹⁵ Denn zahlreiche der von ihm rekonstruierten Bestandteile wie Wallaufbauten, diverse Eingangssituationen und äußere Befestigungsmauern waren nicht im archäologischen Befund nachweisbar. Heute ordnet man die steinernen Baustrukturen eher einer Burg des 12. Jahrhunderts bzw. der Burg des 13. Jahrhunderts zu, die unmittelbar vor Errichtung des Franziskanerklosters an dieser Stelle gestanden hat. Auch die Einordnung der Befestigung als »deutsche Burg« in der von Küas vorgestellten Form in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts wird heute nicht mehr anerkannt. Längst ist die von Küas zu Grunde gelegte Annahme, das Gebiet zwischen Saale und Elbe sei nach der Gründung der Burg Meißen 929 durch die ottonisch-sächsische Herrschaft schnell und nahezu völlig durchdrungen gewesen, als Geschichtsverständnis der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts identifiziert und so nicht mehr haltbar. Zwar ist hinreichend durch schriftliche und archäologische Quellen belegt, dass es in diesem Gebiet im Laufe

des 10. Jahrhunderts zu Veränderungen kam, doch handelte es sich dabei eher um Prozesse allmählicher Durchdringung und Akkulturation.

Auch wenn Küas' Aussagen zum Aussehen der Burg heute vielfach überholt sind, ist es in erster Linie sein Verdienst gewesen, den genauen Standort der *urbs Libzi* zweifelsfrei lokalisiert zu haben. Darüber hinaus lässt sich nach kritischer Überprüfung der bislang vorgelegten Ergebnisse und einer am GWZO vorgenommenen Revision der Ausgrabungsdokumentation vom Matthäikirchhof im Jubiläumsjahr festhalten, dass die *urbs Libzi* vor 1000 Jahren aus einem in Holz-Erde-Technik errichteten Abschnittswall mit vorgelagertem Graben bestand, der vermutlich bereits in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts auf einer älteren unbefestigten Siedlung errichtet wurde.

Für genauere Aussagen zum Aussehen der Burg, v. a. zur besseren Einordnung der steinernen Befunde, ist es im Moment noch zu früh. Noch ist die Suche nach dem Erscheinungsbild der *urbs Libzi* nicht völlig abgeschlossen.

- 1 Thietmar von Merseburg: *Chronicon VII*, 25. Hg. v. Robert HOLTZMANN. Berlin 1935 (MGH SS rer. Germ. N. S. IX), 428.
- 2 KÖTZSCHKE, Rudolf: Leipzig in der Geschichte der Ostdeutschen Kolonisation. In: DERS.: *Deutsche und Slaven im Mitteldeutschen Osten*. Ausgewählte Aufsätze. Hg. v. Walter SCHLESINGER. Darmstadt 1961, 170–214, hier 179.
- 3 NÄBE, Max: Wendische und frühgeschichtliche Funde im Gebiet der Altstadt Leipzig. In: *Leipziger Kalender* 10 (1913), 267–272, hier 272.
- 4 RADIG, Werner: Die Burgwälle im Leipziger Land. In: *Die Fundpflege* 2/2 (1934), 9–12, hier 12.
- 5 KRETZSCHMAR, Johannes: Die Herkunft der frühgeschichtlichen Pflugscharen in Sachsen. In: *Sachsens Vorzeit* 4 (1940), 45–54, hier 47.
- 6 KÜAS, Herbert: *Das alte Leipzig in*

- archäologischer Sicht*. Berlin 1976, 13 f.
- 7 KÜAS (wie Anm. 6), 16.
- 8 KÜAS, Herbert/LANGHAMMER, Lisedore: Bericht über die Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof (1950–1956). In: *Stadtkernforschung in Leipzig*. Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte. Bd. 4. Hg. v. INSTITUT FÜR VOR- UND FRÜHGESCHICHTE DER KARL-MARX-UNIVERSITÄT LEIPZIG. Leipzig 1960, 20–44, hier 26.
- 9 KRAUS, Uwe: Friedrich Behn (1883–1970) und das Institut für Vor- und Frühgeschichte Leipzig (1948–1962). Universität Leipzig 2014 [ungedr. Magisterarbeit], 64 f.
- 10 BEHN, Friedrich: Vorwort. In: *Stadtkernforschung in Leipzig* (wie Anm. 8), 3–5, hier 4.
- 11 KÜAS/LANGHAMMER (wie Anm. 8), 26–44.

- 12 LANGHAMMER, Lisedore: Die mittelalterliche Keramik im Bereich des Matthäikirchhofes in Leipzig als Zeugnis der Besiedlungsfolge um die Jahrtausendwende. Universität Leipzig 1957 [ungedr. Inauguraldissertation].
- 13 KÜAS (wie Anm. 6).
- 14 Ebd., 52.
- 15 VOGT, Heinz-Joachim: Die Wiprechtsburg Groitzsch. Eine mittelalterliche Befestigung in Westsachsen. Berlin 1987, 134. – WESTPHALEN, Thomas: Die frühen Burgen Leipzigs. In: *Archäologie und Architektur*. Das frühe Leipzig. Hg. v. Wolfgang HOCQUÉL. Beucha 2003, 43–50. – GEBUHR, Ralf: Jarina und Liubusua. Kulturhistorische Studien zur Archäologie frühgeschichtlicher Burgen im Elbe-Elster-Raum. Bonn 2007, 130–133.

STEFAN TROEBST

Armenian Merchants in Seventeenth-Century North-Eastern Europe

Bringing Raw Silk from Iran to Amsterdam

Introduction

The Secret Prussian State Archives in Berlin contain a file on trade relations between Brandenburg-Prussia and Iran via Muscovy dated 1697/98 and labelled *Acta, betreffend Handel aus Persien nach seiner kurfürstlichen Durchlaucht Landen* (Documents on Trade from Persia to His Electoral Highness's Territories).¹ What is unusual about this file is that its title contains a short addition summing up the commercial result of this project: *woraus nichts geworden* (which did not materialize). Until recently, international historiography had also written off most attempts by greater and smaller European powers to direct Iranian trade on the Russian route through their own territories as failures. The various forays of Denmark, Poland-Lithuania, Brandenburg-Prussia, Holstein-Gottorf and Courland in the seventeenth and early eighteenth centuries were more often than not collectively dismissed as unsuccessful, and John Foran has explicitly characterized Stockholm's trade policy towards Iran as a »non-starter«.² Even the Swedish orientalist, Gunnar Jarring, was of the opinion that in the seventeenth century no Iranian transit trade of any size took place via Sweden.³

However, recent research based on Western, Muscovite, Iranian and Armenian sources has demonstrated that the long-distance trade route via Russia was indeed an alternative for transporting raw silk and other commodities from Iran to north-western Europe.⁴ One of the two routes from Moscow to Amsterdam ran through Narva; that is, across Swedish territory.⁵ The other route, how-ever,

from Archangel on the White Sea around the North Cape into the North Sea, remained beyond Sweden's reach.

From the late sixteenth century up to 1703, the Muscovite State had no access to the Baltic Sea because the entire Gulf of Finland, as well as Livonia, was in Swedish possession. Also, Sweden temporarily blocked Poland-Lithuania and the northern parts of the German Empire from such maritime access. So the driving forces behind Sweden's expansion, and its ultimate rise to Great Power status in the early modern period, were economic and financial. The peripheral, poor, backward and sparsely populated country tried to compensate for its paucity of resources by controlling the main arteries of East—West trade in order to increase its revenues by levying high customs fees on goods passing along these routes.⁶

Thus, Sweden during its Great Power period can be compared to Safavid Iran, as the two shared many similarities: For both, their rise and fall took place from the sixteenth to the eighteenth centuries; trade was a core factor in their achieving Great Power status;

STEFAN TROEBST ist Professor für Kulturgeschichte des östlichen Europas an der Universität Leipzig und Stellvertretender Direktor des GWZO. Der hier abgedruckte Artikel geht auf eine kürzere Fassung unter dem Titel *Sweden, Russia and the Safavid Empire: A Mercantile Perspective* zurück (in: *Iran and the World in the Safavid Age*. Hg. v. Willem FLOOR und Edmund HERZIG. London u. a. 2012, 253–258). Kürzlich ist sein Buch *West-östliche Europa-studien. Rechtskultur, Kulturgeschichte, Geschichtspolitik* im Leipziger Universitätsverlag erschienen.

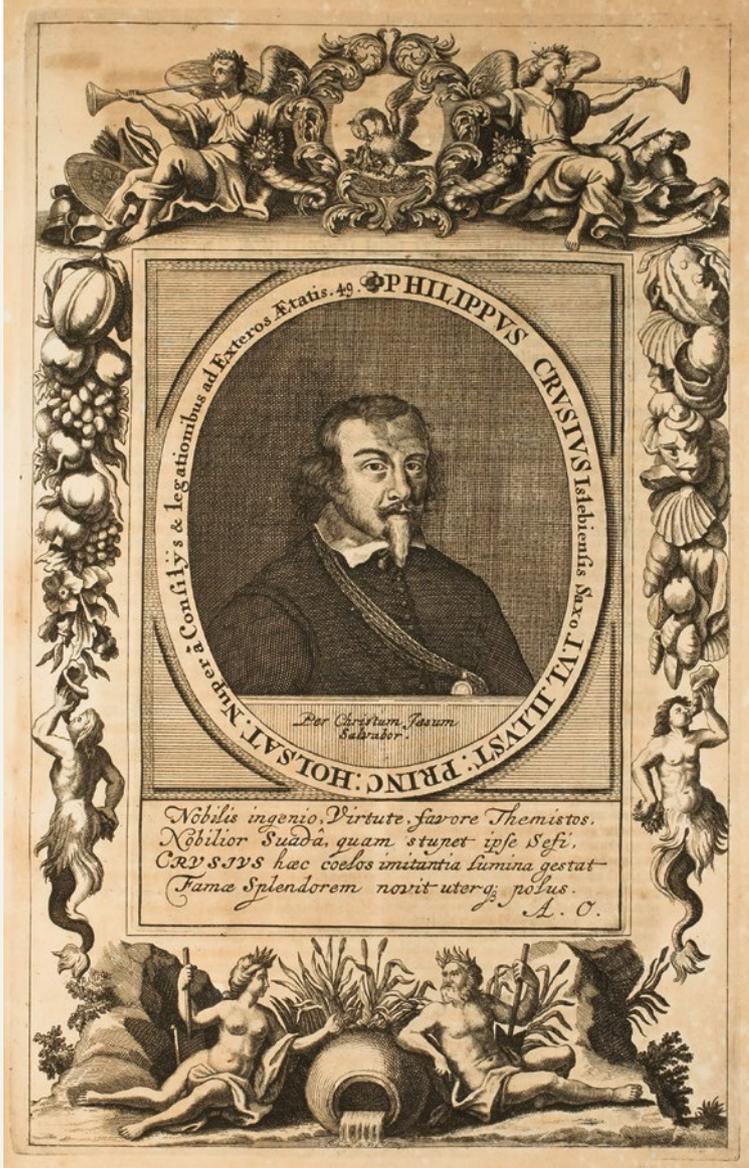


Fig. 1 Philip von Krusenstiern (copperplate print, ca. 1850)

and their mercantile expertise was mainly imported from abroad. In both countries, serious attempts were made to centralize state government and create an efficient bureaucracy; long interregnum periods did not erode monarchic rule; and weak rulers led royal power to slow down reforms and put their international standing at risk.

The main target of Sweden's policy of trade control was Russia's trade with the West; that is, with England, the Netherlands, and Germany. From the mid-sixteenth century to the early eighteenth century, the re-routing of Russian foreign trade from Archangel to Swedish ports on the eastern Baltic Sea was a core element of Sweden's foreign policy. In the second half of the sixteenth century, Swedish trade experts who were focused on Russia's exports to north-western Europe realized that commodities from Iran were a major component of the Tsar's trade with the West. Accordingly, Swedish policy makers developed

a sustained interest in Safavid Iran in general, and in Persian trade with Europe in particular. This interest is amply reflected in the rich holdings of the Riksarkivet—the Swedish National Archives in Stockholm. Yet while the *Diplomatica Persica*, a series of diplomatic documents on Swedish-Persian relations that is housed there consists of only two slim volumes,⁷ the files of the Kommerskollegium (College of Commerce)—the Swedish Ministry of Trade, established in 1651—contain large numbers of documents on bilateral Swedish-Iranian relations.⁸

Swedish trade policy towards Iran: 1616–1674⁹

In 1616, Gustav II Adolf, king of Sweden from 1611 to 1632, tried for the first time to talk Tsar Mikhail Fedorovich and his father Filaret into giving the green light to transit trade from Iran to Amsterdam via Narva—instead of Archangel. Although the king was not successful, during the 1620s, Muscovite merchants from north-western Russia did occasionally transport Iranian raw silk to Sweden's Baltic provinces. In addition to carrying out a number of direct initiatives in Moscow, Swedish diplomats partnered with Holstein-Gottorff on the famous Holstein Project of 1632 to 1641, which resulted in the Brüggemann-Crusius-Olearius mission, a plan to establish a trade route from Isfahan in Iran, via Russia and Sweden, to Friedrichstadt in Holstein. The project as such was not successful. However, it had at least one important mid-term effect on Sweden: One of its envoys, Philip Crusius, stayed on in Swedish Livonia (Livland), which became, as said at the time, his *Blievland* (the land where he would stay for good). Crusius, who was soon ennobled and given the name von Krusenstiern, became the Swedish crown's most important expert on Iran.^{Fig. 1} Until his death in 1676, he wrote numerous memoranda on transit trade to Isfahan, held high-ranking administrative positions in Sweden's Baltic provinces, and took up diplomatic missions to Moscow. Above all, he constantly urged the crown to send a mission to the Iranian Shah (Shahs Abbas II and Safi III) to firmly establish bilateral diplomatic and commercial relations.¹⁰

In the 1640s, von Krusenstiern was instrumental in reforming the Swedish customs system in the trans-Baltic ports, which resulted in an increased flow of trade from Russia to Nyen, Narva, Reval and then Riga. Merchants of Reval who traded with Russia now began including Persian raw silk in their mercantile transactions. The silk was bought in Moscow and Novgorod and then exported via Sweden to Amsterdam. At the same time, merchants in north-western Russia started to export raw silk to Sweden, which would go on to Lübeck and the Netherlands. Between 1600 and 1650, this trade amounted to 50 to 100 bales of Iranian raw silk annually. However, the Russian-Swedish War of 1656 to 1661, and later, Sten'ka Razin's Cossack rebellion in the Lower Volga Region, as well as the Tsar's determination to cling to the port of Archangel, prevented Iranian commodities from being transported through Swedish territory.

Sweden's interest in trade relations with Iran, however, did not diminish. In 1658, when Sweden was temporarily in the possession of parts of Norway, and thus also in a position to control Russian trade through Archangel, Harald Appelboom, Swedish envoy to the Netherlands, wrote to King Charles X Gustav:

»Your Royal Majesty has the chance of getting not only all of the Muscovite trade but also a large part of the Persian trade in Your hands. This would bring Your Royal Majesty many millions and an incredible richness, so in the future Your Royal Majesty would need no more French or English subsidies and payments.«¹¹

When in late 1673 a Swedish mission to the Tsar learned of Russia's recent trade agreement with the Armenian merchants of Isfahan, it immediately aroused the new Swedish king Charles XI's interest in the Persian connection. Alas, the plan to dispatch veteran expert von Krusenstiern to Isfahan could not be realized: The former Holsteinian envoy to Isfahan, now at the biblical age of 77, declined the offer of another mission to Iran due to health problems. It was not until 1677 that Charles XI again embarked on the Iranian project. By that time, a replacement for von Krusenstiern had been found in the person of the Dutch expert on Iran and Muscovy, Major Ludvig Fabritius.

The missions of Ludvig Fabritius¹²

Between 1679 and 1687, Fabritius undertook his first two missions to Isfahan on behalf of the Swedish crown. In negotiations with the grand vizier and Armenian merchants, Fabritius succeeded in whetting his counterparts' appetites for the Baltic route. In addition, in 1687, he managed to obtain agreement from the Tsar's chancellor for subjects of the Shah to be allowed the use of transit trade routes via Novgorod and Narva to Amsterdam. In return, on 23 September 1687, Charles XI of Sweden issued an octroi (charter) to the Armenian merchants of Isfahan, which granted them low customs tariffs and the privilege of using Sweden's Baltic port of Narva, including the right to operate a *Persianisches Haus* (Persian house), a warehouse-cum-hostel in the centre

Fig. 2 Front door (1667) of the *Persianisches Haus*, Narva (1924)



of town. ^{Fig. 2} By doing so, the Swedish crown not only hoped to increase its customs revenues but also to increase exports. When asked by Swedish officials whether the Armenian merchants would consider buying European commodities for the Iranian market in Narva instead of Amsterdam, the head of the Armenian delegation, Safar Nersisjan, reacted positively:

»The old Armenian emphasized to strive for no lesser aim than to turn Narva into the same staple town as Amsterdam; and if they get their retour commodities in Narva then they would be very satisfied with that.«¹³

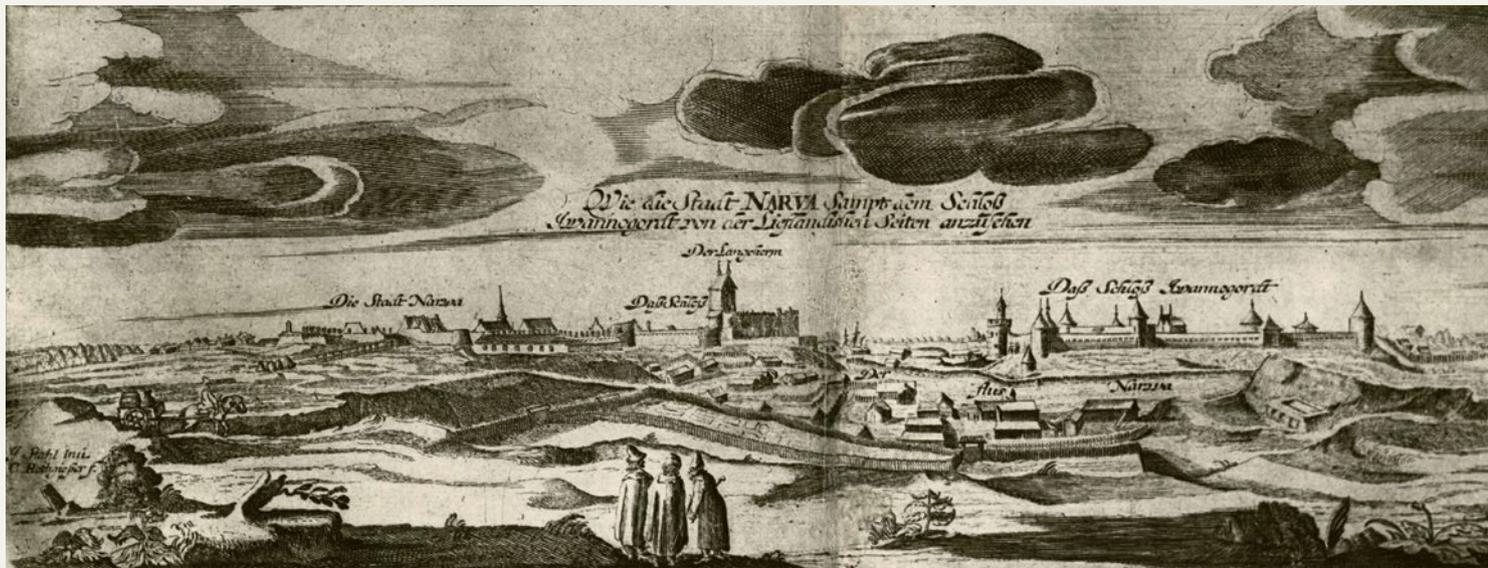
From 1690 on, the octroi triggered a fairly regular transit trade in raw silk from Iran to Amsterdam via Russia and Narva carried out by Armenian merchants. Occasionally, up to fifty merchants and their staff stayed in Narva. According to Swedish statistics, in the years between 1690 and 1697 an annual average of 250 bales of raw silk, approximately four per cent of all of Iran's raw silk exports, were shipped via Sweden.

From the mid-1690s on, internal economic competition among the Armenian merchants of Isfahan resulted in the emergence of Courland and Poland-Lithuania as competitors for the Narva route.¹⁴ Thus in 1697, the Swedish crown sent Fabritius once more to Isfahan. According to Fabritius' report, Shah Sultan Husayn I agreed to direct Persian transit trade through the Swedish ports on the Baltic and even responded positively to the Swedish request for permission for Swedish merchants to trade in Iran and to open their own permanent trading house in Isfahan. However, the outbreak of the Great Northern War in the summer of 1700, the founding of St. Petersburg in 1703 and the Russian occupation of Reval and Riga in 1710 brought an end to the Narva route. As the Swedish historian of architecture Sten Karling describes it:

»The idea to open a trade route via Russia to Persia was dominating Sweden's trade policy throughout all of her existence as a Great Power. This daring project was almost completely realized when Russia under Peter the Great usurped it. Narva is the monument for this grandiose mercantile intermezzo.«¹⁵ Figs. 3a, b

Aside from mercantile information, Swedish archival sources contain very little on other aspects of Swedish-Iranian relations or, more accurately, Swedish-Armenian relations. In particular, almost nothing is known on how Armenian merchants, Swedish authorities and the inhabitants of Narva got along with each other. What is known is the religious assembly of foreigners was a problem to the Swedes. After many years of trying, English merchants in 1684 finally received permission to operate their own church in Narva. The Armenians, however, who had repeatedly made the same request, never did receive such permission.¹⁶ It is also known that in addition to the numerous Russian translators in Narva, Armenian and Farsi translators were then in demand. In 1696 one of them, Jochum Ekebohm, complained to the king in Stockholm that he was completely overloaded with work and, in compensation, asked for and received permission to do petty trading with the Armenian merchants.¹⁷ Finally, the outbreak of hostilities between Russia and Sweden in 1700 prevented a number of Armenian merchants from returning home via Moscow. They were put up in Stockholm, and the Swedish crown bore their expenses throughout the 21 years the war lasted, and some of them remained in Sweden permanently.

The Great Northern War ended Sweden's status as a Great Power. But another emerging power in the region adopted the Swedish plan to draw Iran's trade with western Europe to the Baltic Sea; in 1708, Brandenburg-Prussia used the Swedish octroi of 1687 as the blueprint to attract a group of Armenian merchants to Königsberg. Despite increased Prussian diplomatic activity in Isfahan and Moscow, no substantial trade developed and in 1720 the project was cancelled. With the Peace of Nystad of 1721, Russia had ultimately emerged as the dominant power in north-eastern Europe. One consequence of this change in the previous balance of power was that throughout the eighteenth century the Armenian merchants of Isfahan made ample use of the Russian route to Amsterdam—now via Peter I's new capital of Saint Petersburg, on the Baltic Sea.



Figs. 3a, b View of the city of Narva (copperplate print, 1650)



- 1 Acta, betr. Handel aus Persien nach S. Kurfürstl. Durchl. Landen, woraus nichts geworden. 1697/98. In: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin: Hauptabteilung 1, Repertorium XI, 203: Persien, Faszikel 4. – See also HUNDT, Michael: »Woraus nichts geworden«. Brandenburg-Preußens Handel mit Persien (1668–1720). Hamburg 1997.
- 2 FORAN, John: The Making of an External Area: Iran's Place in the World System, 1500–1722. In: Review. A Journal of the Fernand Braudel Center for the Study of Economies, Historical Systems, and Civilizations 12/1 (1998), 71–199, here 106.
- 3 JARRING, Gunnar: Vidgat horisont [Expanding Horizons]. In: Tre Karlar. Karl X Gustav, Karl XI, Karl XII. Ed. by Gudrun EKSTRAND. Stockholm 1984, 138–151, here 145.
- 4 See, first of all, MATTHEE, Rudolph P.: The Politics of Trade in Safavid Iran. Silk for Silver, 1600–1730. Cambridge 1999. – BAGHDIAZT MCCABE, Ina: The Shah's Silk for Europe's Silver. The Eurasian Trade of the Julfa Armenians in Safavid Iran and India (1530–1750). Atlanta/GA 1999. – ASLANIAN, Sebouh David: From the Indian Ocean to the Mediterranean. The Global Trade Networks of Armenian Merchants from New Julfa. Berkeley/CA 2011. – KUKANOVA, Nina G.: Ocherki po istorii russko-iranskich torgovych otnoshenii v XVII –pervoi polovine XIX veka [Sketches on the History of Russian-Iranian Trade Relations from the 17th Century to the Mid-19th Century]. Saransk 1977. – TROEBST, Stefan: Isfahan – Moskau – Amsterdam. Zur Entstehungsgeschichte des moskauischen Transitprivilegs für die Armenische Handelskompagnie in Persien (1666–1676). In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 41/2 (1993), 179–209.
- 5 TROEBST, Stefan: Narva und der Außenhandel Persiens im 17. Jahrhundert. Zum merkantilen Hintergrund schwedischer Großmachtspolitik. In: Die schwedischen Ostseeprovinzen Estland und Livland im 16.–18. Jahrhundert. Ed. by Aleksander LOIT and Helmut PIIRIMÄE. Uppsala 1993, 161–178.
- 6 ATTMAN, Artur: Swedish Aspirations and the Russian Market during the 17th Century. Göteborg 1985. – For an alternative view stressing security reasons see ROBERTS, Michael: The Swedish Imperial Experience, 1560–1717. Cambridge 1979. – This historiographic controversy is covered by ZERNACK, Klaus: Schweden als europäische Großmacht der frühen Neuzeit. In: Historische Zeitschrift 232 (1980), 327–357, and TROEBST, Stefan: Debating the Mercantile Background to Early Modern Swedish Empire-Building: Michael Roberts versus Artur Attman. In: European History Quarterly 24/4 (1994), 485–509.
- 7 Cf. TOMMOS, Sören: The Diplomatica Collection in the Swedish National Archives. Stockholm 1980, 138.
- 8 For examples see Ekonomiska förbindelser mellan Sverige och Ryssland under 1600-talet. Dokument ur svenska arkiv [Economic Relations between Sweden and Russia in the 17th century. Documents from Swedish Archives]. Ed. by Artur ATTMAN et al. Stockholm 1978.
- 9 The following account is based on TROEBST, Stefan: Handelskontrolle – »Derivation« – Eindämmung. Schwedische Moskaupolitik 1617–1661. Wiesbaden 1997, 167–203, 369–391, 459–460 and 486–490, and IDEM: Rußland als »Magazin der Handlung zwischen Asien und Europa«? Die Frage des Orienthandels bei der schwedischen Moskaugesandtschaft 1673/74. In: Forschungen zur osteuropäischen Geschichte 58 (2001), 287–300.
- 10 KRUSENSTJERN, Benigna von: Philip Crusius von Krusenstiern (1597–1676). Sein Wirken in Livland als Rußlandkennner, Diplomat und Landespolitiker. Marburg/Lahn 1976.
- 11 Harald Appelboom to Charles X Gustav, The Hague, 28 May/7 June 1658. In: Rikssarkivet Stockholm, Diplomatica Hollandica. Vol. 50: Harald Appelbooms brev till K. M:t 1658 (Maj–juli till K. M:t och maj–november till rådet), fol. 4r–v.
- 12 The following account is based on TROEBST, Stefan: Die Kaspi-Volga-Ostsee-Route in der Handelspolitik Karls XI. Die schwedischen Persien-Mission von Ludvig Fabritius 1679–1700. In: Forschungen zur ost-europäischen Geschichte 54 (1998), 127–204. – See also KEMPE, Johan: Kongl. Svenska Envoyjen Ludwich Fabritii Iefwerne [The Life of the Swedish Envoy Ludvig Fabritius]. Stockholm 1762.
- 13 Protocol of the session of the College of Commerce in the afternoon of 13 September 1687. In: Rikssarkivet Stockholm. Kommerskollegium, Huvudarkivet, Protokoll (A I a 1). Vol. 33: 1687.
- 14 TROEBST, Stefan: Narva, Libau oder Danzig? Die Volga-Kaspi-Ostseeroute im Außenhandel des frühneuzeitlichen Ostmitteleuropa. In: Fernhandel und Handelspolitik der baltischen Städte in der Hansezeit. Beiträge zur Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Handelsbeziehungen und -wege im europäischen Rahmen. Ed. by Norbert ANGERMANN and Paul KAEGBEIN. Lüneburg 2001, 339–353.
- 15 KARLING, Sten: Narva. Eine baugeschichtliche Untersuchung. Stockholm 1936, 34.
- 16 DASHKEVITCH, Jaroslav R.: Armianshvedskie kontakty v XVII v. [Armenian–Swedish Contact in the 17th Century]. In: Vsesoiuznaia konferentsiia po izucheniiu istorii, ekonomiki, literatury i iazyka skandinavskikh stran i Finliandii. Tezisy dokladov. Tom I. Ed. by Aleksandr O. CHUBARIAN et al. Moskva 1989, 49–50.
- 17 Letter by the combined Colleges of Chamber and Commerce to Charles XI. Stockholm, 10 March 1696. In: Rikssarkivet Stockholm. Kommerskollegium till K. M:t. Vol. 13: 1696.

AGNIESZKA GAŚIOR

Eine viel gereiste Dame

Leonardos Meisterwerk und die Sammlung Czartoryski im Dresdner Interim

Das Porträt der Cecilia Gallerani, besser bekannt als *Die Dame mit dem Hermelin*, gehört zu den berühmtesten Werken Leonardo da Vincis. ^{Abb. 1} Die verstohlen lächelnde Mätresse Ludovico Sforzas galt in den letzten Jahren als Ausstellungsmagnet in Budapest, Warschau, Madrid oder London und 2011 auch als »Aushängeschild« der Berliner Schau *Gesichter der Renaissance* im Bode-Museum. Dieser Aufenthalt im ehemaligen Kaiser-Friedrich-Museum war allerdings nicht der erste Berlinbesuch des Gemäldes. Bereits während des Zweiten Weltkrieges befand sich das von den Nationalsozialisten geraubte Bild dort auf einer Zwischenstation. Und schon während des Ersten Weltkrieges hatte die geheimnisvolle Schöne begehrlische Blicke eines Berliners auf sich gezogen. Damals gelang es Wilhelm von Bode jedoch nicht, das im Dresdner Zwinger weilende Gemälde nach Berlin zu holen. Doch war es gerade dieser erste, »freiwillige« Aufenthalt der viel gereisten Dame in Deutschland, der für ihr internationales und wissenschaftliches Renommee von entscheidender Bedeutung sein sollte.

Fürstin Izabela eröffnet ein Museum

Die Entstehung der Sammlung Czartoryski, in der sich ab 1800 auch *Die Dame mit dem Hermelin* befand, gehört unmittelbar in den historischen Kontext der polnischen Teilungen. Es war der Verlust der staatlichen Souveränität im ausgehenden 18. Jahrhundert, der die Fürstin Izabela aus der einflussreichen Magnatenfamilie der Czartoryski zur Gründung eines ersten polnischen öffentlichen Museums bewegte. Damit griff sie den Plan des letzten polnischen Königs Stanisław August Poniatowski auf, eine wissen-

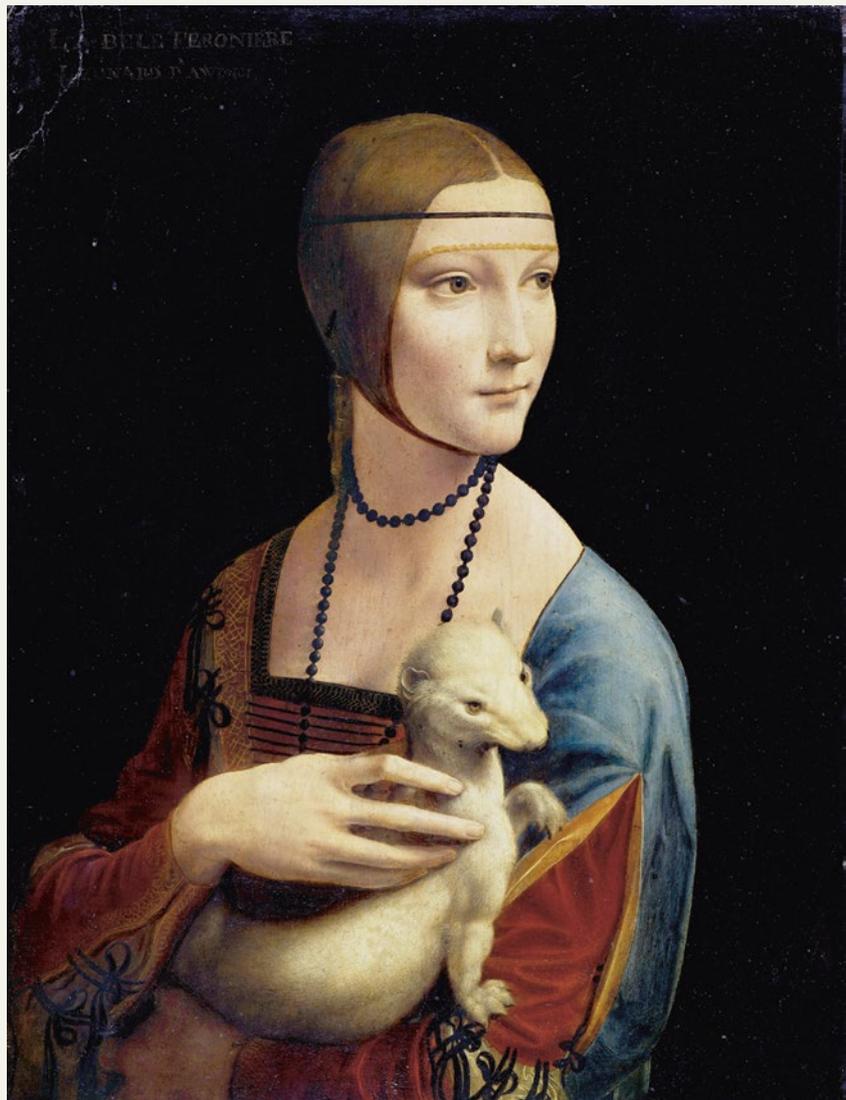


Abb. 1 Leonardo da Vinci, *Die Dame mit dem Hermelin*, 1489/90. Krakau, Sammlung Czartoryski

Abb. 2 Sibyllentempel.
Puławy, Landschaftspark



schaftliche und gemeinnützige Institution nach dem Vorbild des British Museum zu schaffen. In ihrem südöstlich von Warschau, in Puławy, gelegenen Landschaftspark entstand jedoch nicht nur ein Tempel der Kunst, sondern auch ein Pantheon des nicht mehr existierenden Königreiches. Im zentralen Sibyllentempel, den Chrystian Piotr Aigner dem antiken Vestatempel in Tivoli nachgebildet hatte, ^{Abb. 2} fanden sich die geretteten nationalen Memorabilien versammelt, und zur Präsentation von Werken der nationalen und internationalen Kunst hatte man das Gotische Haus bestimmt. Das Museum sollte mit patriotischem Auftrag künstlerisch, kulturell und historisch bilden und damit zur Aufrechterhaltung des nationalen Selbstbewusstseins beitragen. Die Gründung erfreute sich großen Zuspruchs und erhielt allseitige Unterstützung, sodass bald eine beachtliche Sammlung unterschiedlichster Exponate zusammenkam.

Flucht nach Paris und glückliche Rückkehr

Der gescheiterte Novemberaufstand gegen Russland 1830 hatte für Puławy katastrophale Folgen. Die aktiv beteiligten Czartoryskis mussten fliehen. Die Sammlung konnte nur mit knapper Not und dank der Hilfe aus der Bevölkerung vor Plünderungen durch russische Truppen gerettet werden. Die Familie nahm sie mit nach Paris, wo man eines der prunkvollsten Innenstadtpalais bezog, das Hôtel Lambert, das kein Geringerer als der Maler Eugène Delacroix ausfindig

gemacht hatte. Die Residenz der Czartoryskis wurde zum Zentrum des politischen und kulturellen Lebens der polnischen Emigration und zu einem der gesellschaftlichen Mittelpunkte der französischen Hauptstadt. Hier verkehrten Schriftsteller und Künstler wie Frédéric Chopin, Zygmunt Krasiński, Adam Mickiewicz, aber auch George Sand, Honoré de Balzac, Franz Liszt und Delacroix. Mehrere Emigrationszeitschriften wurden mit Unterstützung der Familie herausgegeben, zwei Schulen für polnische Knaben und Mädchen sowie die bis heute bestehende Bibliothèque polonaise eingerichtet.

Erst den Enkeln der Museumsgründerin eröffnete sich in den 1870er Jahren die Möglichkeit, in die Heimat zurückzukehren. Einen Teil der Sammlung brachte Fürst Władysław 1876 samt Archiv und Bibliothek in Krakau unter, während seine Schwester Izabela ihren Teil im Schloss von Gołuchów bei Posen öffentlich zugänglich machte. ^{Abb. 3, 4, 5} Die an beiden Standorten nötigen Umbauten wurden konzeptionell von Maurice Ouradou, dem Schwiegersohn des berühmten Eugène Viollet-le-Duc, vorbereitet. Stiftungen auf den Familiengütern in Sieniawy und Gołuchów dienten der Finanzierung beider Museen. 1911 vereinte Adam Ludwig Czartoryski beide Erbanteile wieder in einer Hand. Hauptsächlich war es jedoch seine Frau Maria Ludwika bzw. Marie Luise, die sich der inzwischen stark erweiterten Museen annahm. Zu deren Bestand zählten Abteilungen für antike Kunst aus Ägypten, Babylon, Griechenland und Rom, italienische, flämische, deutsche, französische und polnische Kunst seit dem Mittelalter, französisches Email und Elfenbein, flämische Gobelins, persische Teppiche und Miniaturmalerei, alte Waffen und Silber, polnisches Glas und Meißener Porzellan, Kupferstiche des 15. Jahrhunderts und Altdrucke.

Fürstin Marie Luise reist mit der Sammlung nach Dresden

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges drohte sich das Szenario von 1830 zu wiederholen: Im Herbst 1914 rückte die russische Armee bis Krakau vor. Um die Sammlungen vor Plünderungen zu schützen, wurde daher die Evakuierung der wichtigsten Objekte aus Krakau und aus Gołuchów beschlossen. Wieder

war es eine Frau, die hier entschieden handelte. Marie Luise ließ sich für die Dauer des Krieges in Dresden nieder und brachte auch die Sammlung dorthin. Sie verband damit die Hoffnung, die Sammlung dort zum ersten Mal außerhalb des räumlichen Zusammenhangs zum Wohnbereich der Familie in einem rein musealen Kontext einem breiten Publikum zugänglich machen zu können. Den Kontakt zu den Königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft vermittelte die sächsische Herrscherfamilie, namentlich die Herzogin »Frau Prinzessin Johann Georg«. Für die Dresdner Museen verhandelte der Direktor des Kupferstichkabinetts Dr. Max Lehrs, der für die Dauer des Krieges auch den eingezogenen Direktor der Gemäldegalerie Hans Posse vertrat. Man vereinbarte, die Czartoryski-Sammlung zur Aufbewahrung in die Gemäldegalerie, das Kupferstichkabinett, das Grüne Gewölbe und das Münzkabinett aufzunehmen, jedoch keinerlei Haftung zu übernehmen. Die Fürstin musste außerdem ihren Verzicht auf etwaige Entschädigungsansprüche erklären, die sich aus Aufbewahrung und Ausstellung der Gegenstände ergeben könnten.¹

Die Absprachen mit dem Museum waren getroffen, und unverzüglich, noch im Dezember 1914, begann man mit dem Transport der Kunstwerke aus Krakau und Gołuchów. In mehreren Partien reisten unzählige Kisten mit Gemälden, orientalischen und mittelalterlichen Teppichen, Zeichnungen, Stichen sowie Prachtausgaben von Katalogen und Bilderrahmen an. Darunter befanden sich auch die drei Glanzstücke der Sammlung: je ein Werk von Leonardo, Raffael und Rembrandt. Bis in den März 1915 hinein disponierte die Fürstin noch mehrfach um. Einige Objekte nahm

sie wieder an sich, um sie für die Einrichtung ihrer Übergangsresidenz in Dresden zu nutzen, andere Stücke ließ sie nachträglich anliefern. Die ab Ende Dezember 1914 im Wallpavillon des Dresdner Zwingers laufenden Vorbereitungen zur Ausstellung blieben davon jedoch unberührt.

Die Dresdner Ausstellung

Die Schau stieß von Beginn an auf großes Interesse. In der Aprilausgabe 1915 des *Cicerone* stellte Hans Wolfgang Singer in einem reich bebilderten Artikel die Czartoryski-Sammlung umfassend vor, weitere wissenschaftliche Abhandlungen folgten. In der Gemäldegalerie gingen zahlreiche Anfragen nach Fotovorlagen oder nach gesonderten Besichtigungsterminen ein, hauptsächlich von Experten oder von Verlagen, die Bild- und Geschichtsbände zu Polen herausbrachten. Die günstige Zugänglichkeit der Sammlung im verkehrstechnisch gut erreichbaren Dresden gab vielen Kunst Kennern die einmalige Gelegenheit, die lediglich aus der Literatur anhand unzulänglicher Abbildungen bekannten Objekte in Augenschein zu nehmen und ihre »Echtheit« zu überprüfen. Viele Werke fanden erst auf diese Weise den Weg in – nicht nur – deutschsprachige Veröffentlichungen. Auch Bildkopien wurden damals angefertigt. Prinz Johann Georg ersuchte beispielsweise um die Erlaubnis, das Jünglingsporträt Raffaels von seinem Maler kopieren zu lassen. ^{Abb. 6} Gewissenhaft holte Lehrs bei jeder Anfrage die Erlaubnis der Fürstin ein. Czartoryska handelte hier weitgehend eigenmächtig, jedoch im Interesse der Familie und in Übereinkunft mit ihrem Gatten, den sie bei wichtigen



Entscheidungen hinzuzog. Die Berufung auf die Autorität des Fürsten konnte durchaus auch taktischen Zwecken dienen, wenn beispielsweise Prinz Johann Georg zur Einhaltung der Museumsvorschriften bei der Anfertigung seiner Raffael-Kopie verpflichtet werden sollte.

Die Bedeutung der Dresdner Ausstellung für die öffentliche Wahrnehmung der Czartoryski-Sammlung außerhalb Polens sowie ihre wissenschaftliche Erschließung ist nicht zu überschätzen. Das große Interesse am Porträt der Cecilia Gallerani zeigt das hinlänglich. Zum damaligen Zeitpunkt war Leonardos

Autorschaft noch umstritten, in der aufgeflamnten Diskussion begann sich aber immer mehr die bis heute gängige Meinung durchzusetzen, wobei Wilhelm von Bodes Urteil eine wichtige Rolle spielte. Der Geheimrat hatte die Czartoryski-Ausstellung Anfang 1915 besucht und sich von der Qualität des Gemäldes tief beein-

druckt gezeigt. Direktor Lehrs berichtete am 18. Januar darüber nach Gołuchów und überbrachte Bodes Vorschlag, das Gemälde von Restaurator Hauser im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin von den störenden Übermalungen befreien zu lassen und den endgültigen Beweis für die Urheberschaft Leonardos zu erbringen. Doch die Fürstin ließ sich mit der Antwort

Zeit. Lehrs und Bode intervenierten mehrmals, Bode wurde sogar persönlich vorstellig, jedoch ohne Erfolg. Die bis heute vorhandenen Übermalungen lassen erkennen, dass auch spätere Bemühungen Lehrs' um eine Restaurierungserlaubnis erfolglos blieben. Für seinen viel beachteten Leonardo-Artikel im Jahrbuch der Königlich Preussischen Kunstsammlungen von 1915 erhielt Bode immerhin neue Fotovorlagen.² Seine profunde Bildanalyse, die Entkräftung der Zuschreibungen an Boltraffio und Ambrogio Preda sowie die überzeugende Einordnung des Porträts in das Frühwerk Leonardos wirkten in der weiteren Forschung nach. Auch gelang es Bode, die ikonographisch richtige Einordnung des Tierchens als Hermelin gegenüber den bis dahin gängigen Benennungen als Wiesel oder Frettchen durchzusetzen.

Die Bedeutung des Dresdner Interims für die Etablierung ihrer Sammlung in der europäischen Museumslandschaft und in der Kunstgeschichte erkannten und goutierten auch die Czartoryskis, denn obwohl sich die Lage in Krakau inzwischen so stabilisiert hatte, dass man dort 1915 mit der erneuten Einrichtung der Museumsräume und dem Rücktransport der ausgelagerten Werke begonnen hatte, blieben die in Dresden ausgestellten Stücke davon erst einmal ausgeschlossen. Noch wies nichts darauf hin, dass sich die Wiedererlangung der Sammlung als problematisch erweisen könnte.

Rückgabe mit Komplikationen

Am 11. November 1918 endete für das Deutsche Reich der Erste Weltkrieg. Hans Posse kehrte nach Dresden zurück und übernahm in der Galerie die Federführung, und der Ton der Korrespondenz wurde spürbar rauer. Die Neugründung Polens war bereits seit dem Frühjahr desselben Jahres eine international beschlossene Sache, die Grenzziehung jedoch noch ungewiss. Im Herbst 1918 verschlechterte sich das deutsch-polnische Verhältnis insbesondere in der Provinz Posen zusehends, das Ringen um die Unabhängigkeit auf der einen stand der Aufrechterhaltung bestehender Strukturen auf der anderen Seite gegenüber. Im Reich löste das offenbar Beunruhigung aus, die sich auch der Generaldirektion der Königlichen Sammlungen zu Dresden mitteilte. Im Schreiben vom 5. November 1918 unterrichtete sie im vorausseilenden

Die Kunsthistorikerin **AGNIESZKA GAŚSIOR** leitet aktuell das Projekt »Bellum, commercia et artes (1554–1721)«. Ihr Interesse für den Schwerpunkt Krieg und Kunst reicht jedoch über die Frühe Neuzeit hinaus bis ins 20. Jahrhundert. 2015 erscheint bei Böhlau ihr gemeinsam mit Kolleginnen der TU Berlin herausgegebener Band *Kunstgeschichte in den besetzten Gebieten (1939–1945)*.

Abb. 3, 4, 5
Schloss von Gołuchów,
Innenräume vor 1939



Gehorsam das Sächsische Ministerium für auswärtige Angelegenheiten über den Verbleib der Czartoryski-Sammlung in Dresden und über deren Marktwert, der sich bei den drei Hauptwerken auf drei Millionen Mark, bei den übrigen Stücken auf schätzungsweise über eine Million belief. Daran knüpfte sie die Empfehlung an die Reichsregierung, angesichts der unklaren Verhältnisse in Österreich und Polen »diesen wertvollen Besitz vorläufig nicht aus den Händen zu geben«. Im Antwortschreiben vom 25. November teilte das Ministerium mit, dass sich das Reich die Entscheidung über die Herausgabe der Sammlung vorbehalte und diese gegebenenfalls an Gegenleistungen seitens der polnischen Regierung zu knüpfen gedenke.

Eine Bitte um die Rückgabe der Werke war tatsächlich inzwischen aus Polen eingetroffen. Das Museum spielte mit seiner Antwort auf Zeit: »Der enorme Verkehr durch die zurückflutenden Truppen« sei dem Rücktransport zum gegebenen Zeitpunkt hinderlich. Dass diese Reaktion die Czartoryskis alarmierte, ist aus dem Schreiben des Fürsten vom 25. November ersichtlich. Umgehend schickte er Johann Kopczyński nach Dresden, um die Lage zu sondieren, dieser konnte jedoch nichts ausrichten. Inzwischen veränderten sich auch in Sachsen die politischen Verhältnisse gravierend: Die Novemberrevolution führte zur Abdankung des sächsischen Königs Friedrich August III. am 13. November 1918, in deren Folge auch die Familie von Prinz Johann Georg Dresden verließ. Damit verloren die Czartoryski ihre mächtigen Verbündeten vor Ort. Ihre durch mehrere Schreiben gestützten Bemühungen um die Rückgabe der Sammlung blieben vorerst ohne Erfolg.

Erst im November 1919, nachdem neue Rechtsbestimmungen nach dem Versailler Vertrag in Kraft getreten waren, gaben das Ministerium für auswärtige Angelegenheiten und das inzwischen ebenfalls involvierte Ministerium des Kultus und öffentlichen Unter-

richts grünes Licht für die Rückgabe. Jedoch verzögerten Posse und Lehrs auch jetzt noch den Rücktransport der Czartoryski-Stücke, diesmal schoben sie die Überlastung der Bahn als Grund vor. Inwiefern dieses Vorgehen echter Sorge um den Erhalt der Sammlung Rechnung trug oder ob es vielmehr Ausdruck des allgemeinen Unmuts war, den die Kunst-Rückgabeforderungen seitens der Siegerstaaten in Deutschland, insbesondere in Kunst-nahen Kreisen, ausgelöst hatten, muss dahingestellt bleiben.

Es sollte bis Mitte Juli 1920 dauern, bis Fürstin Czartoryska ihre Sammlung wieder in Empfang nehmen und sie nach Krakau und Gołuchów überführen lassen konnte, wo sie nur noch wenige Jahre frei zugänglich war. Denn bereits 1939 von den deutschen Nationalsozialisten verschleppt – hierbei spielte Posse eine unrühmliche Rolle³ –, verschwand die Sammlung schließlich hinter dem Eisernen Vorhang, für Jahrzehnte kaum noch für westliche Forscher erreichbar. So waren es eben die Dresdner Ausstellung und deren wissenschaftlicher Nachhall, die einen wichtigen Beitrag dazu leisteten, die einmalige Sammlung im Gedächtnis der internationalen Kunstgeschichte zu verankern.



Abb. 6 Raphael Santi, *Porträt eines jungen Mannes*, 1513/14 (seit 1945 verschollen)

1 Der Beitrag basiert auf Quellen des SKD Archivs: Akten der Gemäldegalerie. Ausstellung: Sammlung Czartoryski Nr. 16, Bd. 8.

2 BODE, Wilhelm von: Leonardos Bildnis der jungen Dame mit dem Hermelin aus

dem Czartoryski-Museum in Krakau und die Jugendbilder des Künstlers. In: Jahrbuch der Königlich Preussischen Kunstsammlungen 36 (1915), 189–207.

3 Hans Posse war ab dem 1. Juli 1939 als Sonderbeauftragter Hitlers mit dem

Aufbau der Sammlung des *Sonderauftrages Linz* betraut und in dieser Funktion auch im besetzten Polen aktiv, wo er u. a. die Meisterwerke der Czartoryski-Sammlung beschlagnahmte.

DIETLIND HÜCHTKER

Der 8. März 1975

Zur Historizität von Vor- und Darstellungen sozialistischer Frauenpolitik in Polen

Die »Emanzipation der Frau« gehörte zu den zentralen Topoi sozialistischer Propaganda. Die »Errungenschaften in der Frauenfrage« präsentierte man mit Parolen und auf Plakaten, feierte sie auf Versammlungen durch Grußworte und Reden; selbst in das Pantheon der sozialistischen Helden schaffte es die eine oder andere Heldin. Krönung dieser aufgeladenen Inszenierungen war der 8. März, der Internationale Tag der Frau, der schon nach der Oktoberrevolution in der Sowjetunion zu einem staatlichen Feiertag gemacht und von den nach 1945 entstandenen Volksrepubliken übernommen wurde (wenn auch nicht überall und nicht von Beginn an arbeitsfrei).

Zu einer der bekanntesten Darstellungen dieser Politik ist die Traktoristin geworden. In Polen berühmt ist ein Plakat von 1951 mit einer lachenden jungen Frau in siegesgewisser Pose auf einem Traktor. ^{Abb. 1} Diese Ästhetik und die Traktoristin als Rollenmodell stehen heute wie kaum etwas anderes für die Ikonographie sozialistischer Frauenpolitik. Sie repräsentieren die zentrale sozialistische Vorstellung von Emanzipation durch Erwerbsarbeit und die »Eroberung« männlich konnotierter Berufe (Maschinen). In den 1970er Jahren verschoben sich in Polen allerdings die Schwerpunkte. Die Erwerbsemanzipation verlor, die Behauptung von natürlich gegebenen Geschlechterdifferenzen gewann an Bedeutung, auch oder gerade in den wachsenden Oppositionsbewegungen. Die als zu maskulin gezeichnete Frau in männlich konnotierten Berufen wurde in jeder Krise des sozialistischen Systems als Zeichen des »Unpolnischen« und der Unordnung gegen die staatliche Politik bemüht, auch sie ein zur Ikone gewordenes Stereotyp, nunmehr durch die andere Seite und mit umgekehrter Stoßrichtung.

Propaganda, Ideologie und Politik werden oftmals als nachgerade deckungsgleich verstanden.

Selbstverständlich wird davon ausgegangen, dass die Heldinnen und Helden der Arbeit der Legitimation des Systems dienten und spezifisch sozialistische Werte wie Heroismus, Fleiß, Emanzipation aber auch Kollektivität und Unterordnung unter die Anforderungen der Gesellschaft vermittelten.¹ Ihre Ästhetik wird daher per se als Ausdruck des Systems interpretiert, und es wird angenommen, dass sie der Verschleierung seiner Kehrseite, von Repressionen und Gewalt, dienten. Die

Abb. 1 *Die Traktoristin*, 1951. Plakat



typische sozialistische Propaganda baute die arbeitende Frau, die auch moderne Technik meistert und vom Staat in der Kindererziehung unterstützt wird, als Idealbild auf: die gleichermaßen vorbildliche Arbeiterin und Mutter; die typische Oppositionspolitik kehrte mit Betonung auf der nationalen Bedeutung der polnischen Mutter und der Polemik, die sozialistische Politik führe zur Vermännlichung, die Aussagen um.

Katarzyna Stańczak-Wislicz hat vor Kurzem Entstehungszusammenhang und Deutungen der Traktoristin analysiert. Sie hat nicht nur die postsozialistische Verwechslung von Ikone und Realität mit dem Hinweis kritisiert, dass es in den 1950er Jahren kaum Traktoren gab und daher die Traktoristin Ziel, nicht Abbild sei. Sie hat auch eine Historisierung ästhetischer Wahrnehmungen des weiblichen Körpers und die Einbeziehung des Bildgedächtnisses gefordert, denn die als unweiblich kräftig, daher unerotisch und vermännlicht wahrgenommenen Frauenkörper seien dies v. a. mit einem Schlankheitsideal im Kopf, das es kurz nach dem Zweiten Weltkrieg kaum gab.² Małgorzata Fidelis hat am Beispiel des Bergbaus gezeigt, wie Frauen die Spannungen zwischen Erwerbsemanzipation, erotischer Weiblichkeit und Familientradition für ihre Belange und eine Stärkung ihrer Position zu nutzen wussten.³

Schon hierin wird die Bedeutung von Sehgewohnheiten und Bildgedächtnis für die Interpretation von Geschichte deutlich. Dass Bilder Realität oder Erfahrung nicht einfach abbilden, ist inzwischen ebenso selbstverständlich wie die Annahme, dass Ideologie und Propaganda Realitäten nicht einfach verschleiern. Bilder sind Teil historischer Vorstellungen, sowohl wissenschaftlicher wie nichtwissenschaftlicher. Geschichte schreiben heißt nicht nur zu erzählen, sondern eben auch »sich ein Bild zu machen« in doppeltem Sinne: metaphorisch und konkret. Im Folgenden werde ich daher über die Historizität von Bildern und Erzählungen am Beispiel eines sozialistischen Plakats zum Internationalen Jahr der Frau nachdenken. Plakate sind Mittel der Propaganda, ihre Botschaft soll plakativ sein, konkret und doch metaphorisch. Um lesbar zu sein, beziehen sie sich auf Bildgedächtnisse. Welche aber werden aufgerufen, und wie hängen Text und Bild, Sagen und Zeigen oder diskursive und ikonische Darstellung zusammen?⁴

Der 8. März 1975

Das hier diskutierte Plakat wurde zum 8. März 1975 herausgebracht und machte das erstmals von der UN ausgerufenen »Internationalen Jahr der Frau« zum Thema. **Abb. 2** Über Auflage und Verbreitung ist mir nichts bekannt, vermutlich sind aber weit weniger Plakate gedruckt worden, als man sich gemeinhin vor dem Hintergrund unserer heutigen politischen Bilderflut vorstellt. Die Beschaffenheit des Papiers lässt weiterhin annehmen, dass es vorwiegend für Innenräume gedacht war. Adressatinnen und Adressaten waren demnach in erster Linie geladene Gäste politischer Propagandaveranstaltungen. Auf dem Plakat sind Fotos angeordnet, die Frauen in verschiedenen Situationen abbilden und die jeweils durch einen ausführlichen Text erläutert werden, eine Bild-Text-Zusammenstellung über Polen, Sozialismus und Geschlecht. Die narrativen und visuellen Strukturen rekurren auf divergierende,

Abb. 2 Internationaler Tag der Frau, 1975. Plakat



überlappende und einander widersprechende Lese- und Sehgewohnheiten sowie Erinnerungstraditionen.

Der Untertitel des Plakats lautet:

»Die gesamte materielle und ideelle Wirklichkeit unseres Vaterlands, seiner Städte, Dörfer, Fabriken, die prächtige, gesunde und ausgebildete Jugend, all dies ist verbunden mit den alltäglichen Mühen von Millionen Polinnen.«

Auffällig ist, dass die Frauen nicht angesprochen werden, sondern über sie in der dritten Person berichtet wird. Nicht der Appell ist die zentrale Botschaft, sondern die Darstellung. Die Zuständigkeit für »die gesamte Wirklichkeit« könnte man als Ideologisierung der Doppel- und Dreifachbelastung von Frauen dekonstruieren. Die Wortwahl »Mühen«, »alltäglich« und »Millionen« stärken die Deutung als Selbstaufopferung. Frauen erscheinen als »normale Heldinnen«. Nicht übermenschliche Leistungen stehen im Vordergrund, sondern gerade die für alle erreichbaren. Auffällig ist weiterhin, dass weder von Volksrepublik noch von Sozialismus oder sozialistisch die Rede ist, stattdessen von Vaterland und Polinnen – der Bezug auf die Nation ist ebenfalls überdeutlich. Die gesonderte Erwähnung der Fabriken neben Städten und Dörfern betont dann allerdings die Industrie als sozialistischen Leitsektor.

Das Plakat ist in einer poppigen Siebzigerjahre-Ästhetik in den Grundfarben Rot, Gelb und Blau gehalten, die um das Zentrum herum angeordnet sind und die angesprochenen Themen, Nation, Erwerbstätigkeit und Politik, farblich unterscheiden. Die klare Graphik gliedert den durch die unterschiedliche Qualität der Fotos und die Textlastigkeit eher unruhigen Aufbau des Plakates.

Dominant in der Mitte befindet sich das Foto einer Frau mit Kleinkind in klassischer Mutter-Kind-Pose, das wie die Erwerbstätigkeitsstrecke in Gelb gehalten und mit einer gelben Rosette als Rahmung



wie eine Blume (8. März!) gestaltet ist. **Abb. 3** Während der zugeordnete Text den hohen Anteil erwerbstätiger Frauen und die Fürsorge des sozialistischen Staates für die Familie betont, soll die entspannt dem Kind zugewandte Frau offenbar das staatlicherseits ermöglichte sorglose Leben erwerbstätiger Mütter unterstreichen. Doch unterläuft das Bild die Botschaft von der Erwerbsemanzipation, da nur der Nukleus einer Kleinfamilie zu sehen ist und nicht etwa eine Kinderkrippe. Es könnte aber auch als ein Gegenentwurf zur Ästhetik sozialistischer Bewegungen aus der Vorkriegszeit gelesen werden, zur Bildformel der abgehärmten, notleidenden Mutter mit mehreren kleinen Kindern, ein Zusammenhang, den das zeitgenössische Bildergedächtnis möglicherweise genauso aufruft wie die implizite Botschaft vom Platz der Frau in der Familie.

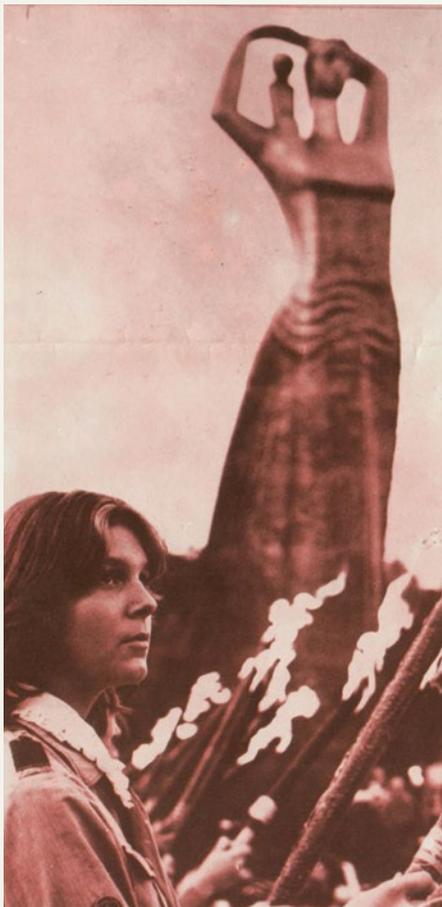
Patriotismus – Rot

Das erste der um dieses Zentrum gereihten Bilder zeigt das 1973 in Schlesien errichtete Denkmal *Matka-Polka* (Mutter-Polin), das den Frauen gewidmet ist, die ihre Kinder in Zeiten nationaler Auseinander-

setzungen im »polnischen Geist« erzogen. **Abb. 4** Vor dem Denkmal sieht man eine junge Frau mit ernstem Gesicht und Fackeln, die vage eine Reihe von weiteren Fackelträgerinnen erkennen lassen. Der Text erläutert, dass die polnischen Frauen den »weltweiten Kampf um Gleichberechtigung« immer mit dem »Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes« verbunden hätten. Das Denkmal symbolisiere ihr Heldentum und ihren Patriotismus. Bild und Text gehören zu einer Geschichtspolitik, welche die im Zuge der Grenzverschiebungen nach 1945 zu Polen gekommenen westlichen Gebiete als »urpolnisch« legitimierte. Sie verbinden Feminismus und Aufstandstradition, platzieren die Frauen in die allerdings zu Teilungszeiten für den Widerstand wichtige Familie und rekurren damit auf das zentrale *master narrative* der polnischen Geschichte und des polnischen

Gedächtnisses. Ein nochmaliger Blick auf das Bild lässt dennoch stützen: Gruppen

Abb. 4 Detailansicht



von jungen Frauen mit Fackeln bringt man gemeinhin mit Jugendbewegung und -organisationen zusammen, sie repräsentieren also eher den Aufbruch in neue Gefilde als das Anknüpfen an die Tradition der national engagierten *Matka-Polka*.

Das nächste Bild ist zweigeteilt. Es stellt, so erläutert der Text, Frauen des im Zweiten Weltkrieg auf sowjetischem Boden gegründeten regulären Emilia-Plater-Frauenbataillons dar, oben ganz junge Frauen in Uniform und unten ein

zeitgenössisches Foto der mit Orden geschmückten Veteraninnen. **Abb. 5** Im Text wird neben dem Emilia-Plater-Bataillon auf die Beteiligung der Frauen am Partisanenkampf und am Warschauer Aufstand hingewiesen, auf die Meldegängerinnen, Sanitäterinnen, Telegraphistinnen, aber auch die Schützinnen. Im Unterschied zum ersten Bild-Text-Zusammenhang wird hier eine im polnischen Geschichtsbewusstsein weniger dominante Erzählung thematisiert: die über am bewaffneten Kampf beteiligte Frauen. Der militärische Aufmarsch der Veteraninnen mobilisiert das Bildergedächtnis der sozialistischen Paraden, der Bezug auf die legendäre Ausnahmeheldin Emilia Plater dagegen knüpft wieder an die Aufstände des 19. Jahrhunderts an. Wie das erste Bild integriert auch das zweite die sozialistische Ikonographie und Ideologie in die nationale Bilder- und Vorstellungswelt.

Die beiden Bild-Texte ergänzen und widersprechen sich gleichermaßen. Sie stellen Kontinuitäten zur polnischen Aufstandstradition her, verschweigen auch den Warschauer Aufstand nicht, sie heben die Ikonographie der *Matka-Polka* hervor und unterwandern diese durch diskursive und ikonische Bilder von aufbrechenden jungen Frauen und bewaffnet kämpfenden Soldatinnen.



Abb. 5 Detailansicht



Abb. 6 Detailansicht

Erwerbstätigkeit – Gelb

Auch das gelb unterlegte Thema Erwerbsarbeit differiert in Text und Bild. Die Absolventinnen der Landwirtschaftsakademie und die hübsche junge Frau rechts daneben stehen für die neuen Anforderungen einer modernen Arbeitswelt, für Professionalität und Sauberkeit. Kein Kuhstall ist zu sehen, sondern Diplome. Und doch wirken Kleidung und Frisur der

DIETLIND HÜCHTKER forscht schon seit vielen Jahren zur Historizität von »Emanzipation«, ihre aktuellen Projekte beschäftigen sich mit der Performativität von utopischen Entwürfen und jugendlichem Leben in der sozialistischen Provinz Polens.

Absolventinnen konventioneller als die Erscheinung der jungen Frau daneben, ein wohl kaum intendiertes Klischee über Stadt-Land-Unterschiede. ^{Abb. 6}

Im zugehörigen Text wird hervorgehoben, Frauen hätten in der

Volksrepublik Zugang zu allen Ausbildungsstätten und Berufen. Zwar dominierten sie in den Bereichen Gesundheit und Bildung, aber auch in den neuen Techniken stiege ihr Anteil. Noch einmal werden die Bemühungen des Staates zur Vereinbarkeit von Erwerb und Familie hervorgehoben. Überraschend ist, dass diese wiederholte Behauptung auch an dieser Stelle keinen Niederschlag als Bildmotiv findet.



Abb. 7 Detailansicht

Politik – Blau

Die blau gehaltenen Fotos und Texte zur Politik konzentrieren sich auf Personen und Personen-Gruppen. Eine gestandene Frau ist zu sehen, die in eine Vielzahl von Mikrofonen spricht, und der Text hebt hervor, dass Frauen aktiv am politischen und sozialen Leben der Volksrepublik teilnehmen. ^{Abb. 7} Herausgestellt wird das allgemeine und gleiche Wahlrecht ab 18 Jahren, auch wenn das 1918 von der Zweiten Republik eingeführte Frauenwahlrecht 1975 kaum als neue, sozialistische Errungenschaft gelten kann. Neu ist nur das Alter, das aber gleichermaßen für Männer wie für Frauen gilt. Das Foto allerdings dokumentiert weniger die Einführung des Frauenwahlrechts, als vielmehr politisches Engagement und mit den vielen Mikrofonen Führungskompetenz. Es erinnert an engagierte, charismatische Rednerinnen und gehört, wie Joan Scott für Frankreich gezeigt hat, in das Bildergedächtnis der Selbstermächtigung von (benachteiligten) Frauen.⁵

Wenn Plakate mehr sagen, als sie zeigen sollen

Die diskursiven und ikonographischen Botschaften des Plakats bauen auf mehreren, divergierenden Bildgedächtnissen auf, einerseits auf Illustrationen des aus der Teilungszeit stammenden

master narrativ von der nationalen Bedeutung der Familie, andererseits auf sozialistische Kampfikographie. Das Plakat legitimiert das sozialistische System durch die Erwerbsarbeit von Frauen, es legitimiert aber auch die Mutter als seine Basis. Es kann als Gegeninszenierung zu Bildern von abgehärmten Arbeiterinnen sozialistischer Bewegungen gelesen werden, aber auch als Kontinuität kämpferischer Traditionen – sozialistischer wie feministischer. Im Text wird die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als Errungenschaft des sozialistischen Staats gefeiert, in der Bildsprache dominiert eher die Differenz – in Alter und Erscheinung eher Lebensphasen demonstrierend.

Das Plakat stellt die staatliche Frauenpolitik als Überwindung historischer Unterdrückungsverhältnisse dar. Allerdings sind Frauenerwerbsarbeit und Emanzipation keine Erfindungen des Staatssozialismus, sondern rekurren auf Forderungen der feministischen und sozialistischen Bewegungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Schon damals konstruierten sie ihren Gegenpart, die Annahme, es gäbe so etwas wie einen traditionellen Platz der Frauen in der Familie, aus dem es auszubrechen galt, auf den man aber auch zum Wohle der Nation zurückgeschickt

werden konnte. Die Vorstellungen von Geschlechterhierarchien als einer Art historischer Konstante, die erst »kürzlich« überwunden wurden, sind nicht neu und über die sozialistische Gesellschaftsanalyse hinaus weit verbreitet. Obwohl diese Annahme nur bedingt historischen Erfahrungen entspricht, ist der Konnex im historischen Gedächtnis wie in der Geschichtsschreibung eng.⁶

Viel entscheidender als die Dekonstruktion des Verschleierns und Ideologischen am sozialistischen Emanzipationsbegriff scheint mir daher die Dekonstruktion der »traditionellen Frauenrolle«, also das im Emanzipationsdiskurs miterzeugte Andere. Nimmt man die Bildsprache ernst, so erweist sich die Modernität der nur angeblich »traditionellen Frauenrolle«. Dabei geht es nicht nur darum, dass, wie eine Reihe von Forschungen schon gezeigt haben, Frauen, insbesondere Mütter es durchaus als Erleichterung wahrgenommen haben, von der Notwendigkeit zur Erwerbsarbeit befreit zu sein, sondern auch und m. E. vor allem um eine Historisierung von Vorstellungen, um den Kontext von konkreten und metaphorischen Bildern und ihren Beitrag zur Gestaltung von Geschichte und Gedächtnis.

1 BEHREND, Jan C.: Schwester, Freundin und Vorbild. Bilder der »sowjetischen Frau« im stalinistischen Polen und in der SBZ/DDR. In: Geschlechterbeziehungen in Ostmitteleuropa nach dem Zweiten Weltkrieg. Soziale Praxis und Konstruktionen von Geschlechterbildern: Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 17. bis 20. November 2005. Hg. v. Claudia KRAFT. München 2008, 59–86.

2 STAŃCZAK-WIŚLICZ, Katarzyna: Traktorzystka – o potędze wizerunku [Die Traktoristin – von der Macht des Bildes]. In: teksty drugie 1 (2013), 150–163.

3 FIDELIS, Malgorzata: Women, Communism, and Industrialization in Postwar Poland. Cambridge u. a. 2014, 130–169.

4 HESSLER, Martina: Bilder zwischen Kunst und Wissenschaft. Neue Herausforderungen für die Forschung. In: Geschichte

und Gesellschaft 2 (2005), 266–292, hier 273.

5 SCOTT, Joan W.: Only Paradoxes to Offer. French Feminists and the Rights of Man. Cambridge–London 1996.

6 KRAFT, Claudia: Geschlecht als Kategorie zur Erforschung der Geschichte des Staatssozialismus in Mittel- und Osteuropa. In: Geschlechterbeziehungen in Ostmitteleuropa (wie Anm. 1), 1–21, hier 4.

MARKUS HÖRSCH

Wenn Klosterkirchen zum Muster für Kathedralen werden

Ebrach – Bamberg, Doberan – Schwerin

Wie es die Bamberger den Ebrachern gleich taten und doch keinen Umgangschor bauten

Am Querhaus des Bamberger Doms lässt sich ein in die Zeit zwischen 1225 und 1237 zu datierender Bauabschnitt beschreiben, an dem sich auf Konsolen abgefangene Gewölbe und Fensterrosen finden, wie sie zuvor an der seit 1200 errichteten Zisterzienserkirche Ebrach verwendet worden waren.¹ Man hatte dazu aus der etwa 40 km von Bamberg entfernten und damals zum Nachbarbistum Würzburg gehörenden Abtei einen Bautrupp nebst Entwerfer für die Kathedrale abgeworben. Die interessante Frage, aus welchem Grund man dies tat, ist bis heute unbeantwortet: Waren in Ebrach einfach Kapazitäten frei, die man bei stockendem Baufortgang nun in Bamberg nutzen konnte? Wollte man dem – stark französisch geprägten – baulichen Standard der nahen Abteikirche auch am Neubau einer Kathedrale nicht nachstehen? Oder war es das Gebot einer formalen Schlichtheit bei gleichzeitiger höchster Bauqualität, das Bischof oder Domkapitel in Bamberg beeindruckte?

Und wenn man in Bamberg die gerade modernen französischen architektonischen Strukturen kannte und schätzte, wie es der damit ausgestattete Westchor der Kathedrale zeigt, weshalb baute man dann keinen Umgangschor mit Kapellenkranz, wie er in Frankreich an fast allen Kathedralbauten verwirklicht wurde? Man kannte diesen Bautypus auch in Franken, wie einer der Figuren-

baldachine im Bamberger Dom unzweifelhaft belegt. Auch in Ebrach wurde ein solcher Umgangschor errichtet, freilich in einer zisterziensisch vereinfachten Rechteckform, **Abb. 1** wie sie etwa beim Mutterkloster Ebrachs, Morimond, angewandt worden war. Wenn man also beim Bamberger Dom am Grundriss des zweichörigen, aber umgangslosen Bautyps festhielt, so zeigt sich hier ein konservativer Zug: In der Gesamtanlage blieb der durch den Neubau ersetzte Dom des Hl. Kaisers Heinrich II. aus dem 11. Jahrhundert somit bestimmend.

Es sind somit verschiedene Strategien feststellbar: Während die Erbauer des Bamberger Domes an dessen alter Baustruktur festhielten und gerade nicht den sogenannten katedralen Typus des Umgangschores mit Kapellenkranz verwendeten, hingegen im architektonischen Detail moderne Formen adaptierten, folgte man im Zisterzienserkloster Ebrach insgesamt der aktuellsten ordensinternen Architektur inklusive Chorumfang, allerdings in einer Form, die zugleich eine Bescheidenheit suggerierende Variante der französischen Hochgotik darstellte.

Wozu aber überhaupt einen Umgangschor?

Mit seinem Kapellenkranz war der Umgangschor nicht nur ein repräsentativer Bauteil, sondern übernahm ganz handfeste Funktionen. Die Kathedrale war zumindest ideell als Versammlungsort aller Mitglieder einer Diözese gedacht. Eine solche Zusammenkunft aller hatte nach mittelalterlichen Vorstellungen nicht willkürlich, sondern hierarchisch geordnet zu

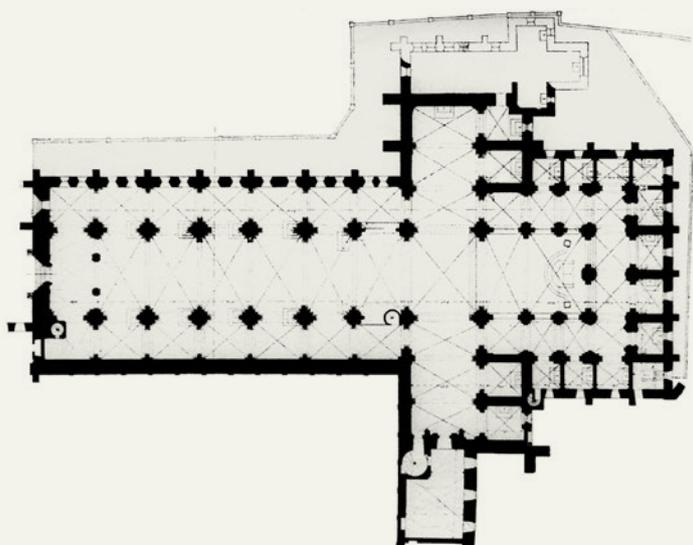


Abb. 1 Ehem. Zisterzienserabteikirche Ebrach, Grundriss

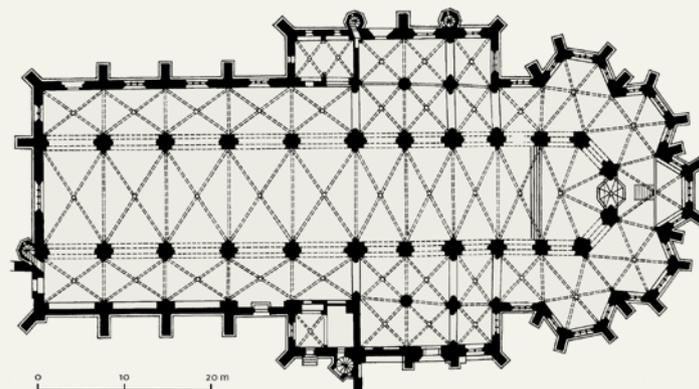


Abb. 2 Ehem. Zisterzienserabteikirche Doberan, Grundriss

erfolgen: Deshalb versammelten sich Bischof, Zelebranten und Domkapitel in einem abgeschiedenen Chorbereich, umgeben von hohen Mauern, die dem gemeinen Volk den Einblick verwehrten. Das Volk blieb vor den Chorschranken, dem sogenannten Lettner, und feierte die Messe vor einem eigenen Altar, dem Kreuzaltar.

Da aber verehrte Reliquien v. a. auch im Chorbereich von Kathedralen aufbewahrt wurden, auf oder beim Hochaltar, wurde ein Bauteil, der zunächst bei großen Pilgerkirchen z. B. in Tours, Toulouse oder Santiago de Compostela verwendet worden war, auch in den Kathedralbau eingeführt: der Chorumgang. Er ermöglichte Besuchern wenn auch nicht den direkten Zugang zum eigentlichen Priesterchor (Presbyterium), so doch eine Annäherung. Zugleich bot ein solcher Chorumgang an den Außenseiten die Möglichkeit, Kapellen anzufügen, in denen private Altar- und Messstiftungen ihren Platz finden konnten. Der Bautyp hat also zunächst etwas mit der Leitung von Besucherströmen und mit dem Bedürfnis zu tun, mehr Altarstellen für Stifter von Privatmessen schaffen zu können. – Und diese Anforderungen stellten sich in großen Mönchskirchen ebenso wie in Kathedralen. Je mehr sich der Bautyp verbreitete, desto mehr wurde der basilikale Umgangsschor wegen

seines attraktiven, komplexen Aussehens zu einer architektonischen Würdeformel, die schließlich auch an städtischen Pfarrkirchen übernommen wurde, die keine Mönchskonvente oder Stifte beherbergten, aber ähnliche Bedürfnisse von Besuchern und Stiftern zu befriedigen hatten.

Im Deutschen Reich entstanden die ersten Umgangsschöre nahezu gleichzeitig kurz nach 1200 an der Kathedrale des Erzbischofs von Magdeburg und an der erwähnten, von den französischen Primarabteien Cîteaux und Morimond inspirierten Zisterzienserabteikirche Ebrach. Auch am Dom von Breslau errichtete man in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts einen solchen rechteckig gebrochenen, zisterziensischen Umgangsschor. Im schwedischen Uppsala begann man 1272 mit dem Bau eines französisch geprägten polygonalen Umgangsschores,² zu einer Zeit, als man in Köln bereits seit 1248 gleichsam an der Krönung

Der Kunsthistoriker **MARKUS HÖRSCH** arbeitet im Projekt »Höfe des Klerus«. Zu seinen Hauptarbeitsgebieten gehören Architektur, Ausstattung und Nutzung mittelalterlicher Großkirchen in ihren Wechselwirkungen und nicht zuletzt die Abteikirche von Doberan. Der hier abgedruckte Text ist ein gekürzter Auszug aus einem entstehenden Buch zum Thema.

französischer Baukunst, dem Domchor, arbeitete. 1287 kann man in Uppsala den französischen Baumeister Estienne de Bonnueil nachweisen, der von »den Meistern und Gesellen, die er für nötig hielt«, begleitet wurde – ein Hinweis, dass es zu einem zumindest weitgehenden Austausch der Bauhütten kam. Und zugleich der Beleg, dass der Entwurf des Kathedralbaus nicht von Estienne gestammt haben kann,³ also vielleicht nicht genuin französischer »Import« war.

Doch kommt dem Domchor von Uppsala der Primat der Umgangshöre im Ostseeraum zu? Sicher ist zunächst, dass sich der Bautyp in der Großregion seit dem 13. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreute: Wir finden ihn neben Uppsala an den Kathedralen von Lübeck, Schwerin, später auch Västerås und Strängnäs, an den Zisterzienserabteikirchen von Doberan,^{Abb. 2} Dargun und Oliwa bei Danzig, an Pfarrkirchen in Lübeck (St. Marien), Malmö (St. Petri), Wismar (St. Nikolai), Rostock (St. Marien), Stralsund (St. Nikolai und St. Marien) oder Stargard (Stargard Szczeciński; Marienkirche), sodass man sogar auf die Idee kommen könnte, es handle sich um eine v. a. »stadtbürgerliche« Form, wie ja auch die großen Stadtkirchen der Niederlande von Brügge (St. Salvator) über Antwerpen (Liebfrauen) und Lier (St. Gummarus) bis Mecheln (St. Romuald), Brüssel (St. Michael und Gudula) und

Leuven (St. Peter) diesen

Typus aufgriffen.

Abb. 3 Ehem. Zisterzienserabteikirche Doberan

Die Doberaner Abteikirche – nicht Vollendung, sondern Vorbild der Backsteingotik im Ostseeraum?

Bedeutsam ist hier nun das Verständnis für die architekturgeschichtliche Stellung der ehemaligen Zisterzienserabteikirche Doberan ^{Abb. 3}, das sich in letzter Zeit grundlegend gewandelt hat. Ging man früher davon aus, es sei an ihr bis zu ihrer Endweihe im Jahre 1368 gebaut worden, sie sei somit ein relativ gesehen später Bau, so wissen wir heute, dass die Kirche gegen Ende der 1290er Jahre weitgehend fertiggestellt war, als das gesamte Dachwerk nebst dem Dachreiter aufgesetzt wurde. Die Hölzer sind dendrochronologisch auf 1292–1296 festgelegt,⁴ die Glocke ist 1301 datiert. Damit haben wir Daten, die belegen, dass der Kirchenbau gegen 1300 in voller Länge nicht nur funktionsfähig – das waren im Mittelalter auch aus heutiger Sicht noch gänzlich unfertige Bauten –, sondern vollendet war.

Zudem gibt es Hinweise, dass der Doberaner Chor schon bedeutend früher fertiggestellt und nutzbar gewesen sein könnte – und dies stellt die Chronologie der Backsteinbauten des Ostseeraums auf den Kopf. Bisher gab es keine plausible Baugeschichte der Doberaner Abteikirche – was auch an ihrer großen Homogenität liegt, die keinerlei Brüche oder Planänderungen zeigt. Im Hinblick auf Feinheit des Entwurfes und Präzision der Ausführung ist Doberan zur Spitzengruppe unter den Backsteinbauten zu zählen, und eben dies macht es schwierig, am bestehenden Bau Unterbrechungen oder Abschnitte festzustellen.

Nun hat Carl-Christian Schmidt eine neue, historisch fundierte Sicht der Dinge vorgelegt: Er suchte in der vorhandenen schriftlichen Überlieferung und am Bau nach konkreten Anhaltspunkten für eine Baugeschichte, die etwa 1297 zu Ende ging, aber dennoch auf die zu vermutende Länge von einigen Jahrzehnten käme, denn er ging zu Recht davon aus, dass man auch in Doberan mit einer nicht allzu kurzen Bauzeit zu rechnen habe.



Aufschlussreiche Urkunden und ein beredter Brand

Den Beginn setzt Schmidt 1255 an, mit einer Urkunde Bischof Rudolfs I. von Schwerin vom 5. März dieses Jahres.⁵ Diese Schriftquelle bestätigt die dem Kloster Doberan zugewandten Zehnteinkünfte, und zwar die von den früheren Bischöfen wie auch die von den Landesherrn dem Kloster überschriebenen. Die Urkunde ist in Abfassung und Zeugenzahl nur höchsten Urkunden vergleichbar und v. a. ist auffällig, dass damals das Schweriner Domkapitel, die Äbte von Neuenkamp und Dargun, aber auch alle vier weltlichen Landesherrn – Johannes von Mecklenburg, Nikolaus von Werle, Borwin von Rostock und Pribislaw von Parchim –, zudem Graf Gunzelin von Schwerin sowie weitere Adelige in Doberan anwesend waren. Diese Vollständigkeit aller regionalen Eliten sowie die kryptische Schlussbemerkung: »dom(i)no Henrico existente abbate in Doberan et hoc negotium promovente« (»als Heinrich Abt von Doberan war und diese Aufgabe vorantrieb«) ließen Schmidt zu dem Schluss kommen, dass die Fürstenversammlung nicht aufgrund einer einfachen juristischen Zehntrechtsbestätigung zusammen gekommen sei, sondern dass es sich bei dem »negotium« eben um den Kirchenneubau gehandelt habe – mithin der 5. März 1255 das Datum der Grundsteinlegung der heutigen Kirche war.⁶

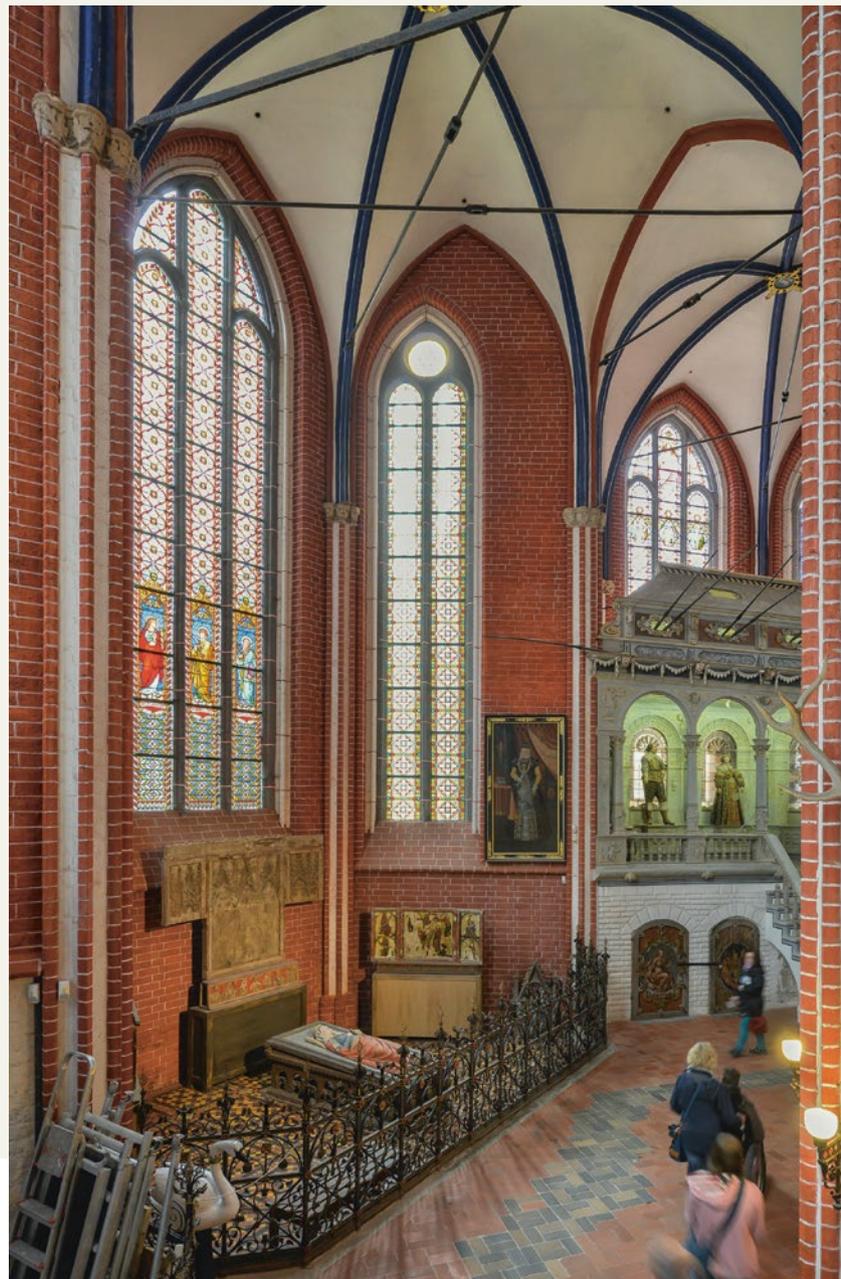
Eine Urkunde des auch für Doberan zuständigen Schweriner Bischof Hermanns I. von Schladen vom 29. Juni 1263 räumt dem Kloster das Recht ein,⁷ die Beichte zu hören, die Absolution zu erteilen und Auswärtige zu beerdigen – letztes ein deutliches Abgehen von strengen zisterziensischen Gepflogenheiten. Zudem wird vierzigstägiger Ablass jenen erteilt, »qui cenobio Doberanensi manum porrigunt adiutricem [...] ad honorem dei et gloriosissime virginis Marie, eiusdem loci patrone« (»die dem Doberaner Kloster die helfende Hand reichen [...] zu Ehren Gottes und der ruhmreichsten Jungfrau Maria, der Patronin dieses Ortes«). Es liegt nahe, dass sich der Ablass auf die Kirche bezieht, und zwar im Augenblick der Weihe ihres nun nutzbaren Chores.⁸ Es ist sehr plausibel, dass man gerade in diesem Moment auch die Begräbnismöglichkeiten auswärtiger Persönlichkeiten regelte, da sowohl auf dem neu angelegten Friedhof als auch in

Umgangskapellen und im Presbyterium Begräbnisse in größerem Umfang möglich und attraktiv wurden. Hochrangige Auswärtige, nicht zuletzt die Landesherren, konnten nun gleichsam legal in Doberan beigelegt werden. Die Annahme einer Teilweihe bereits 1263 entledigt uns auch der Frage, warum eine solche nicht um 1297/1300, und sei es auch in noch so vager Überlieferung, zu greifen ist und bestätigt somit *ex negativo* die Vordatierung des Bauabschlusses.

Doch konnte Schmidt noch weitere Hinweise finden: Bei den dendrochronologischen Untersuchungen des Dachwerks fand sich ein wiederverwendeter Balken mit Fälldatum 1267/68.

Dies deutet darauf hin, dass er von einem bereits 1268 errichteten Chordach stammen könnte, das

Abb. 4 Ehem. Zisterzienserabteikirche Doberan, Chor



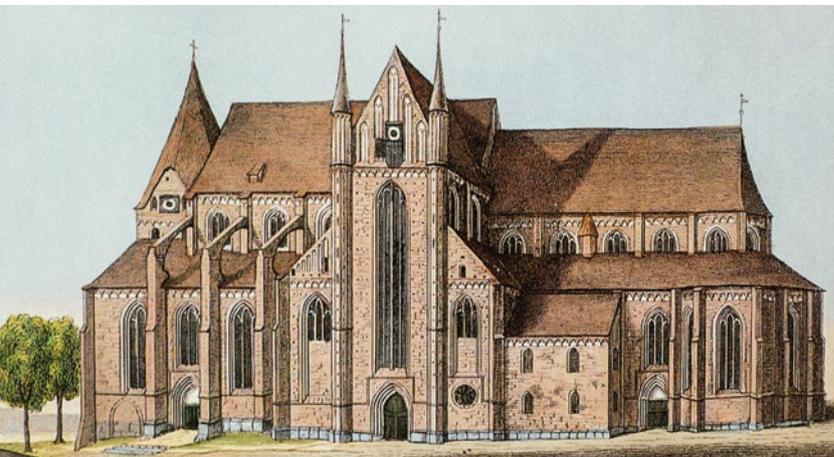


Abb. 5 Dom St. Maria und Johannes zu Schwerin

1291 bei einem in den Chroniken erwähnten Blitzschlag abbrannte. Hierzu passt, dass der noch ungewölbte Chor bereits getüncht wurde, wie deutliche Spuren oberhalb des Gewölbes belegen.⁹ Wir können davon ausgehen, dass um 1300 die Ostpartie der Kirche gewölbt war: Wölbarbeiten gingen oft erstaunlich rasch vonstatten – und die entsprechenden Bauteile wie Lehrgerüste und Rippen mussten ohnehin vorgefertigt werden, um den Versatz zu erproben. Das architektonische System eines gotischen Baus, bei dem die Rippen in irgendeiner Weise auf die sie tragenden Glieder abgestimmt wurden, war sowieso

längst festgelegt, wenn die Gewölbe eingezogen wurden. Die entdeckten Tünchspuren sprechen nun allerdings dafür, dass der Chor für längere Zeit ohne Wölbung genutzt werden sollte. Dass der Blitzschlag von 1291 die Mönche »sehr bedrohte«, ist dann nicht mehr verwunderlich, wenn man davon ausgeht, dass der Bau damals schon weit fortgeschritten war und ein über dem unfertigen Mönchschor aufgerichtetes Dachwerk getroffen wurde und in Brand geriet.

Diese Beobachtungen haben der Baugeschichte der Abteikirche von Doberan einen plausiblen Rahmen gegeben, der auch viele andere Detailfragen mühelos erklärt. Das eigentlich Erstaunliche daran ist aber, dass nun klar ist, dass eine so feine, präzise ausgeführte und künstlerisch erstrangige Architektur wie die der Doberaner Abteikirche bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts erdacht werden konnte. **Abb. 4** Sie ist nicht das Ende einer Entwicklung, sondern deren Anfang und entfaltete sofort ihre Wirkung: Unter Bischof Hermann I. von Schladen (reg. 1263–1291) wurde auch die nur wenige Jahrzehnte zuvor geweihte Diözesankathedrale, der Dom von Schwerin, durch einen Doberan eng verwandten Neubau ersetzt.¹⁰ Auch hier folgte also, und zwar in nun (anders als in Bamberg) auch den Bautyp einschließender Weise, die Bischofskirche der tonangebenden Architektur einer Klosterkirche. **Abb. 5**

1 WIEMER, Wolfgang: Die Baugeschichte und Bauhütte der Ebracher Abteikirche 1200–1285. Kallmünz 1957. – WINTERFELD, Dethard von: Der Dom in Bamberg. 2 Bde. Berlin 1979. – SUCKALE, Robert: Die Rosenfenster der Ebracher Klosterkirche. In: Festschrift Abteikirche Ebrach 1285–1985. Hg. v. Wolfgang WIEMER und Gerd ZIMMERMANN. Ebrach 1985, 59–86.

2 LOVÉN, Christian/BENGTSSON, Herman/DAHLBERG, Markus: Uppsala domkyrka. 3: Byggnadsbeskrivning. Byggnads-historia. Domkyrkans konsthistoriska ställning [Die Kathedrale von Uppsala. Bd. 3: Baubeschreibung. Baugeschichte. Kunsthistorische Einordnung der Kathedrale]. Uppsala 2010, 555. – Die

päpstliche Genehmigung zur Verlegung des Bischofssitzes von Alt Uppsala an die jetzige Stelle, damals Östra Aros genannt, wurde 1258 erteilt.

3 Ebd., 556.

4 SCHÖFBECK, Tilo: Dendrochronologie in der Denkmalpflege. In: Ausst.-Kat. ZeitSchichten. Erkennen und erhalten. Denkmalpflege in Deutschland. Dresden, Residenzschloss, 2005. München–Berlin 2005, 282–287. – DERS./HEUSSNER, Karl-Uwe: Dendrochronologische Untersuchungen an mittelalterlichen Kunstwerken zwischen Elbe und Oder. In: Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg. Tradition – Transformation – Innovation. Hg. v. Ernst BADSTÜBNER, Peter KNÜVENER,

Adam LABUDA und Dirk SCHUMANN. Berlin 2008, 172–187, hier 177 f.

5 Mecklenburgisches Urkundenbuch. Bd. 2: 1251–1280. Hg. v. VEREIN FÜR MECKLENBURGISCHE GESCHICHTS- UND ALTERTUMSKUNDE. Schwerin 1864, Nr. 746.

6 SCHMIDT, Carl-Christian: Bad Doberan: Versuch einer Baugeschichte des gotischen Münsters. In: Cisterciensers-chronik 118 (2011), 224–251, hier 244 f., mit Übersetzung.

7 Mecklenburgisches Urkundenbuch (wie Anm. 5), Nr. 992.

8 SCHMIDT (wie Anm. 6), 240 f.

9 Ebd., 243 f.

10 BAIER, Gerd: Der Dom zu Schwerin. Regensburg 1994, 12.

Padua oder Polens Geschichte an einem Tag

CHRISTOPH MIELZAREK



Der Abend ist mild und die quadratische Piazza in angenehm warme Farben getaucht. Die vielen Tische im Freien sind fast alle besetzt. Gedämpftes Stimmengewirr und der Duft von Blumen und Essen erfüllen die Luft. In beinahe knalligen Farben, braun und gelb, grün, blau und rosa, begrenzen dreigeschossige Häuser den Platz. An der Nordseite erhebt sich, effektiv voll illuminiert, das barocke Rathaus mit seinem doppelten geschwungenen Treppenaufgang und dem hochaufragenden Turm. Ansonsten Renaissance, wohin man blickt. Bernardo Morando aus Padua war es, der den Platz mit den umliegenden Häusern, ja die ganze Stadt einst entworfen hat. Padua? Die Entfernung stimmt, nur die Richtung nicht.



Noch am Morgen trennten mich 800 Kilometer von diesem Ort. Aufstehen, losfahren, die Kollegen einsammeln. Dann auf die A4 nach Osten. Auch hinter der Grenze, die ganz leicht am plötzlichen Fehlen der NPD-Wahlwerbung zu erkennen ist, heißt die Straße A4. 14:53 Uhr passieren wir die Mautstelle Brzęczkowice kurz hinter Kattowitz. Dieser Abschnitt der Autobahn gehört zu einem guten Teil der Benetton-Familie – damals bauten Italiener Renaissancestädtchen, heute Autobahnen.

Die Autostrada endet in Tarnów-Północ, nun sind es nur noch 220 km große, kleine und kleinste Landstraßen bis zum Ziel. Die Software des Navis hält nicht mit dem polnischen Straßenbau Schritt, gut, wenn ein Straßenatlas Orientierung bietet, noch besser, wenn jemand Karten lesen kann.

Aber der Kollege verfolgt eigene Interessen, er braucht Fotos von Ortsschildern mit dem Namen *Majdan*, weil es sich dabei um eine häufige und typische Bezeichnung für Waldsiedlungen handeln soll. In diesen Tagen ist der Name noch aktuell, auch wenn die Krim längst annektiert ist und der Begriff, nachdem den achtzig Toten des Kiewer Majdan noch viele weitere gefolgt sind, längst einen anderen Klang erhalten hat. Am Ende ist der Umweg aber gar nicht so groß und wir erreichen Zamość mit Einbruch der Dämmerung.

Auf der Piazza, 50 km vor der Grenze Polens, der EU, der NATO, des lateinischen Europas, ist die Ukraine auch in unseren Gesprächen nicht weit. Es geht um

Willy Brandt und Ronald Reagan, um die Kubakrise, die Appeasement-Politik und um die Frage nach einem Selbstbestimmungsrecht der Völker und der (Un-)Rechtmäßigkeit imperialer Interessen. Und natürlich um die Frage: Ist Putin verrückt oder berechnend oder beides?

Nach dem Essen schauen wir nach der berühmtesten Tochter der Stadt, an die im Schatten eines Laubenganges eine Tafel erinnert: »Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden.«

Am nächsten Morgen liegt die Piazza in der Sonne. Die drei Häuser rechts neben dem Rathaus gehörten früher armenischen Händlern und beherbergen nun ein Museum, in dem man von unten nach oben immer weiter in die Geschichte von Zamość und seiner Umgegend zurücksteigen kann.

Wenn Sie Polen besser verstehen wollen, fahren Sie nicht nach Krakau, Danzig, Posen oder Warschau, fahren Sie nach Zamość oder noch besser fahren Sie nach Krakau, Danzig, Posen, Warschau *und* Zamość. Die Stadt samt ihrem Umland ist quasi ein Ort der historischen Verdichtung. Den Ausgangspunkt bieten die nahe gelegenen Červenischen Burgen, unser eigentliches Reiseziel. Sie zeugen von den konfliktreichen Anfängen der konfliktreichen Beziehungen Polens zur Kiewer Rus und seit dem 10. Jahrhundert zu Russland, aber auch von einer bis ins 14. Jahrhundert prosperierenden Grenz- und Kontaktzone. Dafür muss man graben, denn die Burgen sind heute von Erde bedeckt, teils mit Büschen und Bäumen dicht bewachsen.



Von Prosperität und Aufbruch erzählt auch die Gründungsgeschichte der Stadt Zamość am Ende des 16. Jahrhunderts. Der Landstrich lag nun, in einem administrativen Sinn, nicht mehr an einer Grenze, sondern mitten in der Republik (Rzeczpospolita) Polen-Litauen, gleichwohl am Rande einer ethnisch buntgemischten Region. Namensgeber und Finanzier der Stadtgründung war Jan Zamoyski, der im polnisch-litauischen Staatsgebilde eine überragende Position erreicht hatte, als Kanzler, Großhetman und Königsmacher. Aus Padua, wo er einige Jahre studiert hatte, holte er sich die Expertise für Stadtplanung und Architektur in Person Bernardo Morandos. Planvoll angelegt nach humanistischen Grundsätzen – mit fürstlicher Residenz, Kathedrale, Akademie, der sicher schönsten Renaissance-synagoge Polens, zahlreichen Kaufmannshäusern und Kirchen sowie etwas später mit einem Festungsring versehen – bildet die Altstadt ein sehr stimmiges und stimmungsvolles Ensemble. Polen, Armenier, Juden und Griechen ließen sich in einer Atmosphäre der Toleranz und Offenheit nieder. Entsprechend fanden sich hier neben römisch-katholischen Kirchen und der Synagoge auch eine griechisch-katholische, eine griechisch-orthodoxe und eine armenische Kirche. Die Akademie gehörte im 17. Jahrhundert zu den führenden Bildungseinrichtungen Polens. Ihre humanistische Ausrichtung war auch eine Antwort auf die jesuitische Gegenreformation.

Während sich der Archäologe, der uns die

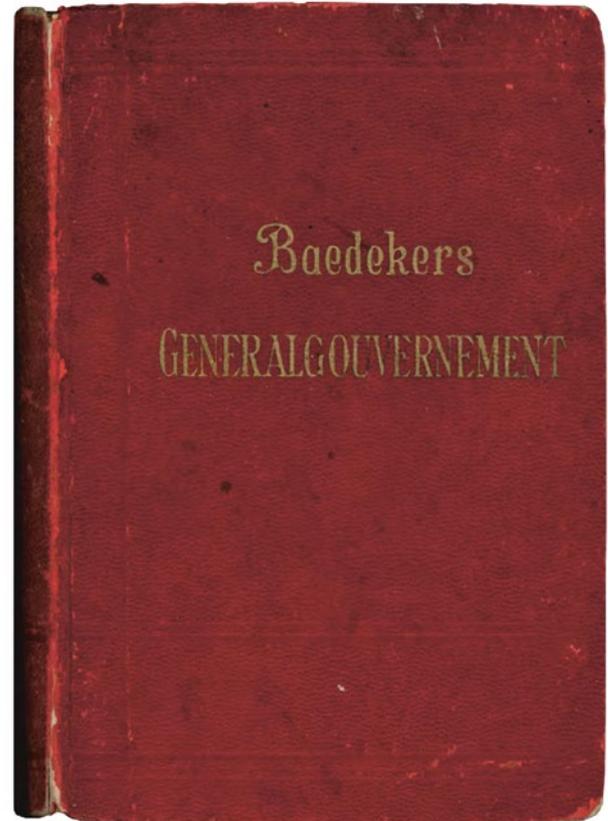
Grabung am Burgwall von Czermno und einen Teil der reichen Funde aus der Burg zeigen soll, wegen dringender Angelegenheiten verspätet, haben wir etwas Zeit für die Stadt. Wir umrunden sie entlang der nicht mehr vollständigen Festungsanlagen – Synagoge, Kirchen, in der fürstlichen Residenz befinden sich die Stadtverwaltung und das Amtsgericht. Einige Teile der Stadt und der Festung sind noch eingerüstet. Ein Musiker spielt *Happy* von Pharrell Williams auf der Geige und bei einem schnellen Kaffee schauen wir den EU-Geldern bei der Arbeit zu.

Dann fahren wir nach Krasnystaw, denn dort liegen viele der schönsten Funde der Ausgrabungen in einer Ausstellung, die ihre Entstehung auch der Arbeit im GWZO verdankt. Unterwegs viel polnische Provinz. Dörfer, Felder, Hügel und Wälder. Hier entlang zogen die schwedischen Truppen in den

Nordischen Kriegen, um Zamość zu belagern. Letztlich vergeblich, doch die Entwicklung der Stadt kam dadurch schon im 17. Jahrhundert wieder zum Erliegen. Hundert Jahre später folgte die erste Teilung Polens. Zamość und sein Umland wurden von den Habsburgern besetzt und zu Galizien geschlagen. Die Akademie wurde geschlossen. Von einem Moment zum anderen wurde die Stadt aus der Mitte Polen-Litauens zu einer am äußersten Ende des Habsburger Reiches gelegenen Marginalie. Von nun an war es der Festungscharakter der Stadt, der ihre Entwicklung dominierte.

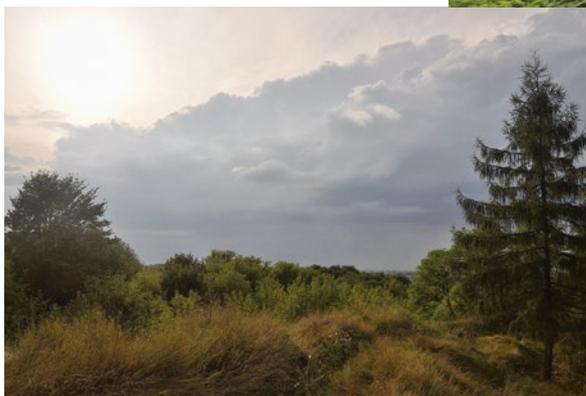
An der peripheren Lage änderte sich auch nichts, als der Ort 1815 zu Kongresspolen kam. Immerhin fehlte das Geld für große Umgestaltungen und die Altstadt blieb einigermaßen ungestört erhalten, bis das Bewusstsein für Denkmalpflege und den Wert des Historischen zum Allgemeingut wurde. Lediglich die militärische Nutzung einiger Kirchen und Gebäude hinterließ deutliche Spuren, und das Hotel, in dem wir wohnen, steht nun da, wo sich bis ins neunzehnte Jahrhundert die armenische Kirche befand.

Am 21. Oktober 1831 endete der Novemberaufstand in Polen, der letztlich vergebliche Versuch der Polen, die russische Hegemonie abzustreifen, mit der Übergabe der Festung Zamość durch die Aufständischen. Zu Beginn des 1. Weltkrieges waren die Stadt und ihr Umland Schauplatz einer österreichischen Offensive gegen Russland, was zur Einnahme durch die Habsburger führte. Auch vom



Polnisch-Sowjetischen Krieg war die Region betroffen. Ganz in der Nähe wurde in der Schlacht von Komarów das letzte reine Kavalleriegefecht in Europa ausgetragen.

Die Stadt befand sich nun wieder in der Mitte Polens der Zweiten Republik. Aber das düsterste Kapitel seiner Geschichte stand Zamość noch bevor. Der Baedeker Reiseführer *Das Generalgouvernement* von 1943 beschreibt das historische Zamość als eine »wehrhafte Trutzburg deutscher Kultur, deren unter deutscher Führung stehende Bürger zahlreichen Angriffen der Tataren, Russen und Schweden widerstanden« hätten. In einer Fußnote führt der Baedeker aus: »Der Kreis Zamość besitzt ein 1800 entstandenes starkes deutsches (Pfälzer) Siedlungsgebiet, das seine deutsche Art bis heute erhalten hat und z. Z. durch neue Ansiedlungen gefestigt wird.«



Dies ist die wohl eher euphemistische als zynische Umschreibung der Aktion Zamość. Im Herbst 1942 hatte Heinrich Himmler in seiner Funktion als Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums Zamość als erstes deutsches Siedlungsgebiet im Generalgouvernement ausgewählt. Am Ende sollte die Stadt sogar seinen Namen tragen – Himmlerstadt. Über 100.000 Polen wurden aus ihren um die Stadt liegenden Dörfern vertrieben, um wenigen Volksdeutschen Platz zu machen, die gar nicht kommen wollten. In einer alten Bastion der Festungsanlage legten die deutschen Besatzer ein Durchgangslager an, von dem aus viele Polen, Partisanen und Juden zur Zwangsarbeit nach Deutschland oder in die Konzentrations- und Vernichtungslager geschickt wurden. Heute erinnert hier das Muzeum Martyrologii an diese Menschen.

Mit großer Wucht entladen sich die dunklen Wolken in einem Gewitter. Die Straße direkt vor dem Auto ist nicht mehr zu sehen. Die Diskussion,

wer was einkaufen geht, ist rein akademisch, denn der Supermarkt ist kurzzeitig nicht zu erreichen. Die Scheiben beschlagen, wir warten. Zeit, die vielen Eindrücke zu ordnen.

Gold und Silber in rauen Mengen, großartig verarbeitet zu Schmuck, Waffen, christlichen Symbolen als Ausdruck von Status und Weltanschauung einer differenzierten Gesellschaft – jeder Ausstellungsbesucher nimmt etwas anderes wahr und mit. Von Krasnystaw waren wir zum Burgwall von Gródek gefahren. Von hier, am Flüsschen Huczwa kurz vor dessen Mündung in den Bug, ist am Horizont die Ukraine zu sehen, die drohenden Wolken künden vom heraufziehenden Gewitter. Drückend liegt die Schwüle über dem Land, dem nicht anzusehen ist, dass es einst zwischen Polen und der Rus hart umkämpft war und eben jener Gesellschaft Heimstatt bot. Die Westverschiebung Polens machte die Region 1945 wieder zu einem Grenzgebiet. Für eine archäologische Untersuchung der Burgen bedeutete dies das Aus. Sie war politisch brisant, von polnischer wie

von sowjetischer Seite nicht erwünscht. (Davon war an dieser Stelle im Übrigen schon einmal die Rede, vgl. den Beitrag von LÜBKE/WOŁOSZYN in der *Mitropa*-Ausgabe von 2012.) Tausend Jahre alte Geschichte(n) bestimmten die Wissenschaftspolitik des Sozialismus. Erst seit wenigen Jahren wird nun intensiv und in internationaler Zusammenarbeit gegraben.

Nachdem der Regen versiegt und die Essensfrage vertagt worden war, fuhren wir zu einer dieser Grabungen nach Czermno. Auch nach vielen hundert Jahren ist der Burgwall ansehnlich (selbst bei Google Maps: 50.659377, 23.709155).

Unweit von Czermno im kleinen Örtchen Woźuczyn befindet sich das Grabungshauptquartier. Dessen Balkon böte einen herrlichen Blick auf ein altes Herrenhaus, wenn dieses nicht in der oben erwähnten österreichischen Offensive Ende August 1914 zerstört worden wäre. Die Nacht bricht herein, der Kopf ist voll und der Bauch leer. Die Pizza Polonia – zur Hälfte mit Ketchup (rot), zu anderen Hälfte mit Mayonnaise (weiß) bedeckt – treibt den Cholesterinspiegel in erstaunliche Höhen. Zusammen mit einem Bier genau das Richtige nach tausend Jahren polnischer Geschichte. Wir fahren zurück nach Zamość in unser auf geweihter Erde errichtetes Hotel. Morgen werden wir nach Opatów fahren, zu Gesprächen mit unserem Kooperationspartner im Instytut Śląski (Schlesisches Institut); für heute ist es genug.

Der Historiker **CHRISTIAN MIELZAREK**, der mit seinen Cluster-Kollegen unterwegs durch tausend Jahre polnischer Geschichte war, erforscht zu Hause am GWZO die Umgestaltung der Flusslandschaft beiderseits der Oder im Projekt »Usus aquarum II: Mühlenbau, Wasser und Verkehr im hochmittelalterlichen Landesausbau«.



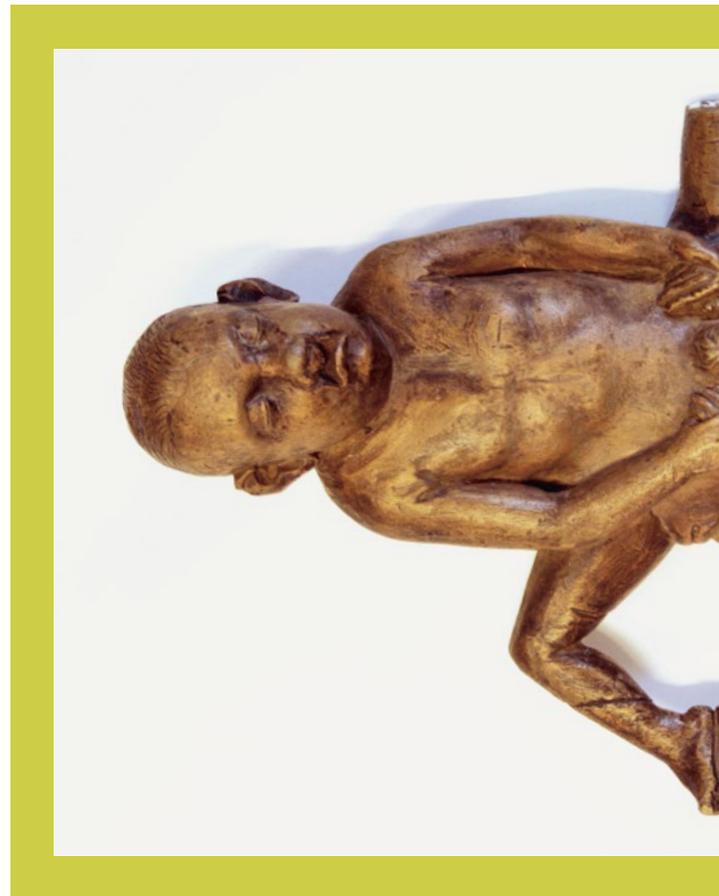
stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

Vorzeichen oder medizinische Kuriosität?

CHRISTIAN FORSTER macht eine rätselhafte Entdeckung in der Heimatstadt des Meisters Paul von Leutschau

Das alte Leutschauer Rathaus, das frei auf dem Marktplatz (Námestie Majstra Pavla) von Levoča steht, beherbergt heute einen Teil des Zipser Museums (Spišské múzeum), während sich die Stadtverwaltung in ein anderes historisches Gebäude am Námestie Majstra Pavla zurückgezogen hat. Eine ständige Ausstellung ist der *Geschichte und Umgebung* der Stadt gewidmet. Das spätmittelalterliche Rathaus wurde 1615 nach zwei Stadtbränden neu errichtet; auch eine rekonstruierende Renovierung Ende des 19. Jahrhunderts prägt die äußere Erscheinung. Seit 1955 dienen die historischen Räume als Kulisse für Dokumente und Exponate, die von der 1883 gegründeten Zipser Historischen Gesellschaft zusammengetragen wurden. Aus deren Beständen stammt vermutlich auch eine lebensgroße Holzfigur siamesischer Zwillinge im Säuglingsalter, doch bleiben ursprüngliche Provenienz und Zweck im Dunklen. In der aktuellen Beschilderung wird eine Verbindung zu einem stadthistorisch einigermaßen unbedeutenden Ereignis hergestellt, doch erweist ein Blick in die schriftliche Überlieferung, dass der historische Bezug ein anderer gewesen sein muss.

Unter den zahlreichen Nachrichten, die der Rektor des evangelischen Gymnasiums in Leutschau, Kaspar Hain (1632–1687), in den 1680er Jahren zu einer annalistischen *Chronik der Zips* kompiliert hatte, findet sich ein kurzer Abschnitt in lateinischer Sprache, der von der Geburt eines Kindes mit zwei Köpfen im Jahre 1554 berichtet. Er ist der *Chronik der Zips* des Leutschauer Rektors Joachim Leibitzer (1566–1632) wörtlich entnommen. Hain, der in seine *Zipserische oder Leutschauerische chronica vndt Zeit-beschreibung* politische und militärische, aber auch kosmologische Ereignisse, Wetterphänomene, ausgebrochene ebenso wie gerade noch verhinderte Brände, Pestepidemien, Fälle vorehelichen Beischlafs und andere Delikte, öffentliche Bauvorhaben, Hinrichtungen, den Empfang von Gesandtschaften, den Besuch kaiserlicher Kommissare und Mäusebefall im städtischen Weinberg gleichermaßen treuherzig verzeichnet und dafür aus unterschiedlichen Quellen schöpft,



fügt der Meldung von der Missgeburt eine auf die Zukunft gerichtete Deutung an, die eine weise Frau – sicher nicht unberufen, wie man nach Hains dürrer Überleitung meinen könnte – abgegeben hatte: »Es ist ein Weib gewest dasz hatt gesaget: dieses Kind mit zwei Heüptern bedeutet, das mann in der Leutsch wirdt 2 Heüpten haben, wie es denn auch geschehen ist« (*Hain Gáspár Lócsei krónikája*. Leutschau 1910–1913, 100). Es litt nämlich der amtierende Richter Erasmus Windeck vorübergehend an geistiger Verwirrung (»war vnsinnig geworden«) und wurde ersetzt; als er aber wieder Herr seiner Sinne geworden war, wollte seine Vertretung den Posten nicht mehr räumen und sammelte Anhänger um sich. Anscheinend ging der Streit glimpflich aus, denn Hain geht nicht weiter auf ihn ein. Es wäre nun ein beispielloser Vorgang gewesen, hätten die Leutschauer zur Erinnerung an den Zwist der zwei Richter das ominöse Kind mit den zwei Köpfen in Lindenholz verewigt. Und zwar hätten sie dies über 50 Jahre post festum getan, denn die Skulptur entstand, wie die Museumsbeschilderung zu bedenken gibt



und Gabor Endrödi auf Anfrage freundlicherweise bestätigt hat, erst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Den Vorboden eines innerstädtischen Konflikts nachzubilden, ist für das Zeitalter der Hexenverfolgungen schwer vorstellbar. Die Gegenreformation setzte in der Zips 1604 ein, und es ist sicher kein Zufall, dass in diesem Jahr 1604 in Leutschau eine Frau der »Zauberei« beschuldigt und enthauptet wurde. Selbstverständlich hätten auch unangefochten evangelische Stadtrichter Wahrsagerei eigentlich mit dem Tode bestrafen müssen, und dass man sich 1554 ein Vorzeichen von einer Frau, vielleicht der Hebamme, deuten lässt, ist schon bemerkenswert.

Was nun die künstlerisch recht qualitätsvolle Figur betrifft, so offenbart sie eindeutig ein weibliches Geschlechtsteil, während das Kind des Jahres 1554 ein Junge (»Puer masculus«) war. Wenn aber die doppelte Besetzung des Richteramts in Leutschau 1554 als Grund für die Herstellung der Figur entfällt, ist die ikonographische Frage weiterhin unbeantwortet. Wohl finden sich bei Kaspar Hain weitere Nachrichten von Kindern, die missgestaltet zur Welt kamen, auch die Notiz einer Mehrlingsgeburt, doch siamesische Zwillinge kommen nicht wieder vor. Es ist, wie gesagt, unwahrscheinlich, dass mit der Holzpuppe in der Vitrine des Leutschauer Rathauses überhaupt ein Objekt neuzeitlicher städtischer Ikonographie vorgezeigt wird. Vielmehr dürfte es sich bei dem lebensgroßen Modell zweier verwachsener Säuglinge um ein Zeugnis medizinischen Interesses handeln, entstanden in einer Zeit, die den Kuriositätswert menschlicher Fehlbildungen durchaus schätzte. Das Leutschauer Figürchen kann als die bei Weitem älteste dreidimensionale Darstellung siamesischer Zwillinge gelten und verdiente es, durch gründliches Stöbern in den

Quellen rekontextualisiert zu werden.

CHRISTIAN FORSTER untersucht innerhalb der Projektgruppe »Höfe des Klerus« die künstlerische Repräsentation mitteleuropäischer Kirchenfürsten im Zeitraum ca. 1230 bis 1350 und entdeckte die interessante Skulptur während eines Familienurlaubs in der Zips. Im Juli 2015 war der Spezialist für spätgotische Skulptur Gabor Endrödi (Budapest) Gastwissenschaftler der Projektgruppe und konnte um eine vorsichtige Einschätzung der Entstehungszeit gebeten werden.

Goethe zum Quadrat

VALÉRIA LENGYEL wirft einen Blick auf ein Plakat und auf ungarische Übersetzungen von *Wandrer's Nachtlid*

Vor einiger Zeit wurden wir von Pál Kárpáti mit Büchern und Zeitschriften reich beschenkt. Kárpáti, Literat, Übersetzer und jahrzehntelang Dozent am Ungarischen Seminar der Humboldt-Universität zu Berlin, hatte über die Jahre eine beachtliche Bibliothek aufgebaut, die schließlich aus Platzgründen auf das Notwendigste verkleinert werden musste. So erhielten wir u. a. das abgebildete Plakat, ein Faksimile anlässlich der Internationalen Buchkunst-Ausstellung (IBA) in Leipzig im Jahre 1982. Sein Original war allerdings bereits 1932 für den Leipziger Wettbewerb *Hundert Drucker huldigen Goethe* im Rahmen der Ausstellung *Goethe in der Buchkunst der Welt* entstanden. Dem ungarischen Graphiker Imre Kner kam zu diesem Anlass die Idee, die ungarische Rezeption des berühmten Goethe-Gedichts *Wandrer's Nachtlid*. *Ein gleiches* in Form eines Plakats zu präsentieren.

*Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.*

Das Original, das oft als *das* Beispiel für Lyrik schlechthin angeführt wird, ist in der Mitte des Plakats in größeren Buchstaben und ohne Titel abgedruckt, drum herum in der Form eines symmetrischen Vierecks zehn kleiner gesetzte ungarische Übersetzungen in einem schlichten, aber eleganten farbigen Rahmen.

Die Auseinandersetzung mit der medialen, in diesem Fall visuellen Präsentation von Literatur und damit auch der Buch- und Druckkunst gehört zwar nicht zum Kernbereich der Beschäftigung einer Literaturwissenschaftlerin, doch herrscht in unserer Disziplin inzwischen Einigkeit darüber, dass die Materialität der Texte – gerade auch im Internet-Zeitalter – die Interpretation der Texte beeinflusst. Bei diesem Plakat fällt allerdings auch dem Laien auf, dass kaum von künstlerischer Innovation in der Gestaltung des Druckbildes gesprochen werden kann. Die Nobilitierung des Ausgangstextes durch seine zentrale Stellung ist auch ohne große interpretatorische Anstrengung und literaturwissenschaftliche Expertise dem graphischen Blatt abzulesen, ebenso wie der Primat des Textgehalts vor seiner visuellen Präsentation.

Das Plakat beeindruckt die Literaturwissenschaftlerin durch etwas anderes: durch die hier augenfällig ausgestellte Vielzahl ungarischer Übersetzungen. Entstanden in den fast 120 Jahren nach der Erstveröffentlichung des Originalgedichtes im Jahre 1815, werfen sie die Frage nach dem Grund für die rege Übersetzungstätigkeit auf, die auf eine breite Rezeption von Goethes Dichtung in Ungarn schließen lässt. Ist sie der Güte des Originals zu verdanken

oder lassen die jeweiligen Übersetzungen zu wünschen übrig und rufen nach Verbesserung? Ist eine solche Mehrfachübersetzung bestimmter, auserwählter Texte eine ungarische Spezialität oder ist darin ein Epochenspezifikum zu sehen, eine Art ungarische oder europäische Goethe-Mode zu Beginn der 1930er Jahre? Eine diesbezügliche Recherche zeigt jedoch, dass ungarische Dichter auch nach 1932 an diese rege Übersetzungstätigkeit anschlossen, was in mindestens sieben weiteren veröffentlichten Übersetzungen allein von *Wandrer's Nachtlied* resultierte. Bleibt die Frage, ob diese übersetzerische Goethe-Rezeption eine kulturspezifische Leidenschaft ist, die von der relativ kleinen Anzahl von Ungarisch-Sprechern herrührt und dem Übersetzen, auch dem von Lyrik, einen hohen Stellenwert zuweist. So liegen z. B. zu Paul Verlaines *Chanson d'automne* (1866) immerhin sechs ungarische Übersetzungen vor.

Das Plakat, das die Übersetzungen als Bild einer Gleichzeitigkeit neben den Ausgangstext setzt, wird dieser übersetzerischen Tradition gerecht. Es präsentiert die verschiedenen Versionen als Annäherungen an das Original, ohne sie zu werten. Liest man in einem zweiten

Schritt die Übersetzungen nacheinander, wird deutlich, dass die einzelnen Versuche jeweils andere Aspekte des Originals hervorheben. Aufgrund der Sprachvarietäten, des historischen Sprachwandels und der in Sprachen codierten kulturellen Verschiedenheiten kann es die eine richtige Übersetzung ganz offensichtlich nicht geben. Die ungarischen Wiedergaben sind jeweils Varianten von Goethes Original, ein Weiterschreiben und in ihrer Divergenz streng genommen andere, neue Texte.

Dass Übersetzung immer auch Interpretation ist, wird im Falle von *Wandrer's Nachtlied* besonders deutlich. Da Klang, Rhythmik, Verstrennung und Inhalt in dem deutschen Text eng miteinander verbunden sind, muss der Übersetzer sich nicht nur nach dem Original, sondern auch nach der Materie der ungarischen Sprache richten. Dies bedeutet, Kompromisse zu schließen. Welche Eigenschaften des Originals schließlich in der Übersetzung wiedergegeben werden, damit z. B. der ungarische Text die Stimmung der dissonanten Ruhe ausdrückt, ist letztlich die Entscheidung des Übersetzers. Und spätestens hier beginnen die Herausforderungen und Lösungsvorschläge der verschiedenen Übertragungen.

Unter den mindestens siebzehn bis heute vorliegenden Übersetzungen ins Ungarische stammen die jüngsten und vielleicht eigenwilligsten von Dániel Varró. Der Dichter (geb. 1977) bietet gleich zwei Varianten unter



dem Titel *Vándor éji dala* (Wandrer's Nachtlied, 1999) an. Die durch den Untertitel *Aus der Reihe »Witzeln wir über das, was wir nicht übersetzen können«* ausgewiesenen Parodien imitieren Inhalt und Form des Originals in zwei verschiedenen ungarischen Jargons: Die erste Übersetzung nennt Varró *Gezähmte Variante für Kleinere* und präsentiert darin Goethe in stilisierter Kindersprache, mit verniedlichenden Formen und witzigen, das Lachen imitierenden Ausdrücken, wie »lihi« und »pihi«. In der zweiten, *Verplumpte Variante für Größere* genannt, transponiert er das Original in den Slang von Jugendlichen mit groben Ausdrücken und dissonanten Tönen. So wird aus »Warte nur, balde / Ruhest du auch.« in der Übersetzungsvariante für Kleinere »Sei froh, kleiner Rumtreiber, hier ist's schschscht.« und in der für Größere »Warte, Alter, bald beißt auch du ins Gras«. Der zentral gesetzte Untertitel beider Übersetzungen lässt allerdings keinen Zweifel an der Stoßrichtung der Doppelübersetzung: Nicht das Original wird hier ironisiert, vielmehr werden die Uneinholbarkeit des Originals und das unabschließbare Geschäft des Übersetzens »witzelnd« kommentiert. Allerdings wird gerade an diesen »Translationen« deutlich, dass Übersetzen nicht etwa die unmögliche Quadratur des Kreises ist. Das hat schon Kner mit seinem Plakat zu zeigen versucht, das Goethe ins Quadrat setzt und auf ungarische Weise »potenziert«.

Die Literaturwissenschaftlerin **VALÉRIA LENGYEL**, die sich Ende 2013 mit einer Arbeit zu Ágnes Nemes Nagy promoviert hat, untersuchte im Rahmen der Projektgruppe »Spielplätze der Verweigerung«, wie sich Räumlichkeit in der ungarischen Dichtung nach 1956 manifestiert. Die Ergebnisse ihrer Forschungen werden im Herbst in einer Monographie zur Dichterin und ihrem Werk vorliegen.

Polens Denkmallust und Denkmallast

ARNOLD BARTETZKY begeistert sich für eine Aktion des Künstlers Christian Jankowski in Warschau

Deutschland ist vermutlich das denkmalskeptischste Land der Erde. Wer hierzulande ein Denkmal errichten will, braucht viel Ausdauer oder, besser noch, eine masochistische Veranlagung. Denn die meisten Denkmalprojekte werden unter qualvollen Endlosdebatten geboren und von einem Sperrfeuer der Kritik begleitet. Werden sie allen Widrigkeiten zum Trotz verwirklicht, so sind sie kaum Ruhmestaten, sondern v. a. den Desastern der deutschen Geschichte gewidmet. Die seltenen Projekte für Monumente, die an erfreuliche Ereignisse erinnern sollen, führen zu besonders heftigen Krämpfen – oder auch zu Possen. Beispielhaft dafür sind die aktuellen Auseinandersetzungen um das Freiheits- und Einheitsdenkmal in Berlin – die allgemein belächelte und von niemandem wirklich gewollte »Einheitswippe« – und dessen Korrespondenzdenkmal in Leipzig, das nach gescheitertem Wettbewerb in weite Ferne





They've made it!
fantastic!!!



of them has his record
several hundred kilos.

gerückt zu sein scheint. Konzeptionell zeichnen sich die jüngeren deutschen Denkmäler und Denkmalentwürfe durch hohen Abstraktionsgrad und starke Ereignisferne aus. Heroische Standbilder auf Sockeln und triumphalistische Gesten sind sowieso tabu. Aber auch eine anschauliche oder gar traditionsgebundene Darstellungsform steht in Deutschland automatisch im Verdacht des Reaktionären, und schon ein allzu selbstverständliches Auftreten im Stadtraum kann als überlebter Monumentalismus Anstoß erregen. So verstecken sich die neuen deutschen Denkmäler gerne unter der Erde, um gar nicht erst aufzufallen.

Als Bewohner dieses monumentophoben Landes staunt man über die rasante Denkmalvermehrung in der östlichen Hälfte Europas. Unzählige alte Denkmäler, die in der Zeit des Sozialismus wegen ideologischer Missliebigkeit entsorgt worden waren, werden nun rekonstruiert. Sie kohabitieren mit Monumenten sozialistischer Provenienz, von denen die meisten den nachwendezeitlichen Ikonoklasmus überlebt haben, weil sie sich als durchaus kompatibel mit den heutigen nationalen Geschichtsbildern erweisen. Hinzu kommen Fluten von Denkmälern aus postsozialistischer Zeit, die ihren Vorgängern an traditionellen Würdeformen, Pathos und Martialität, mitunter auch an Penetranz, Schwulst und unfreiwilliger Komik nicht nachstehen.

Unlängst berichtete die Kunsthistorikerin und Literaturwissenschaftlerin Tanja Zimmermann in einem Vortrag am GWZO über »Erinnerungsexzesse« in der Republik Mazedonien, in deren Hauptstadt Skopje sich die neuen Helden in dem von ihnen bereits stark überbevölkerten öffentlichen Raum gegenseitig die Schau zu stehlen versuchen. Ein von der Invasion alter und neuer Denkmäler besonders betroffenes Land ist auch Polen. Wenn man durch das heutige Warschau spaziert, kommt man nicht um den Eindruck umhin, dass die neue Denkmallust mitunter auch eine Denkmallast hervorbringt, an der die Gesellschaft zu tragen hat. Auf Schritt und Tritt begegnet einem in Polens Hauptstadt Geschichte – eine schwierige, selten glückliche und immer wieder tragische Geschichte, materialisiert in Stein und Bronze.

Diese Beobachtung inspirierte den deutschen Konzeptkünstler Christian Jankowski zu einer Performance. Ein

Deutscher macht die polnische Geschichte zum Gegenstand

einer Kunstaktion – das klingt nach einem politischen Minenfeld. Jankowski aber schaffte es, das polnische Publikum für sich einzunehmen, indem er sich des Themas mit einem entwaffnenden Humor und zudem in Kooperation mit überaus populären polnischen Partnern annahm. Er bat die polnische Nationalmannschaft der Gewichtheber, sich an Warschauer schwergewichtigen Denkmälern zu versuchen. Die Sportler seien von der Idee sofort begeistert gewesen, berichtet Jankowski. Viel schwerer war der Gang durch die Behörden. Unzählige Gutachten und Genehmigungen mussten eingeholt werden, bis die Gewichtheber an fünf Denkmälern ans Werk gehen durften. Dokumentiert wurde die Aktion in einem Film, in dem ein polnischer Reporter das Kräfteressen der Athleten mit den Monumenten im

packenden Stil einer Sportreportage kommentiert. Man sieht die muskelbepackten Brecher die 800 Kilogramm schwere *Meerjungfrau Syrenka*, das bronzene Wahrzeichen Warschaus auf dem Marktplatz der Altstadt, mühelos in die Höhe wuchten. Nicht ganz so einfach ist es mit der eine Tonne schweren Riesenbüste von Ludwik Waryński, dem Gründer der ersten polnischen Arbeiterpartei. Eine echte sportliche Herausforderung bietet aber erst ein eineinhalb Tonnen wiegendes Soldatenstandbild des abgeräumten Denkmals für die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetunion, das in einem Warschauer Vorort aufbewahrt wird. Mit etwas Mühe bewältigen die Athleten auch diese Aufgabe. Nach den drei Erfolgen scheitern sie aber schließlich an Denkmälern für zwei ausländische Staatschefs, die sich ungeachtet ihrer denkbar unterschiedlichen politischen Standpunkte gleichermaßen positiv in das polnische Kollektivgedächtnis eingeschrieben haben: Willy Brandt und Ronald Reagan. An Entschlossenheit der Athleten mangelt es auch diesmal nicht. Sie beißen die Zähne zusammen und strecken die Bauchmassen durch. Die Arme und Beine vibrieren vor Anstrengung, die Gesichtsmuskeln zucken, der Nackenspeck faltet sich. Alles vergebens. »Sie haben es nicht geschafft!«, brüllt der Sportreporter ins Mikrofon, als die Gewichtheber vor dem Denkmal des amerikanischen Präsidenten kapitulieren, »so wie es auch den Russen nicht gelungen ist, Ronald Reagan aufzuhalten«.

Aus der Perspektive eines Außenstehenden gesprochen, ist mit der Performance ein hinter sinniger, heiterer Kommentar zur polnischen Denkmallust und Denkmallast gelungen. Jankowski kritisiert nicht und gibt keine guten Ratschläge, sondern begegnet der steinern-bronzenen Starre der Warschauer Monumente mit einem spielerischen Humor, der befreiend wirkt.

ARNOLD BARTETZKY, Fachkoordinator für Kunstgeschichte am GWZO, hat sich immer wieder mit den Transformationen des urbanen Raums und damit auch mit der Denkmalproduktion im postsozialistischen Europa beschäftigt. Manchmal freut er sich aber auch über etwas Erholung von diesem Thema. Zum Leipziger Stadtjubiläum ist sein neues Buch *Die gerettete Stadt. Architektur und Stadtentwicklung in Leipzig* erschienen.

Krantinės arka oder *Das Rohr* in Vilnius

MARINA DMITRIEVA denkt in der Künstlerkolonie Jeruzalė über skulpturale Stadtrauminterventionen nach

Auf dem Weg zur Nationalgalerie in Vilnius stößt man am flachen Ufer der Neris gegen über der Altstadt auf eine ungewöhnliche Skulptur: auf einen großen, in unregelmäßigen Biegungen verlaufenden Bogen aus alten, verrosteten Gasröhren. Die verwendeten Reste stammen von einer Gasleitung aus sowjetischer Zeit, die den sprechenden Namen *Družba* (Freundschaft) trug. Durch seine provozierende Disharmonie hebt sich das Objekt von der lieblichen Landschaft der Flussniederung ab und trotz der gegenüberliegenden, barocken



Silhouette der Altstadt. Steht man geschickt, so wird die schiefe Arkade zur Einrahmung von Wilnas wichtigstem Erinnerungsort – dem Gediminashügel. Dort wurde der Überlieferung nach zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Stadt von Fürst Gediminas gegründet.

Der Autor der Skulptur – Vladas Urbanavičius – schuf seine Arbeit als Teil des *Public Spaces Humanization Program*, mit dem Vilnius 2009 die Erklärung zur Kulturhauptstadt Europas künstlerisch begleitete. Der Bogen (Ingenieur: Jūratė Vašeikienė, Architekt: Linas Tuleikis)



ist nur eine von vielen Interventionen moderner Kunst in das traditionelle Stadtbild. Ebenfalls im Rahmen des Kulturprogramms hat man die Brüstung der Weißen Brücke zum Europaviertel mit einer großen Stahlspitze durchbohrt und darunter eine Metallkugel gehängt – eine Anspielung auf die Insignien der Krone und somit auf die vergangene litauische Großmacht (Projekt: Kunotas Vildžiūnas). Schon Mitte der 1990er Jahre hatte Mindaugas Navakas am Frontgiebel der weißverputzten stalinistischen Säulenfassade des ehemaligen Klubs der Eisenbahngestellten (heute Künstlerklub) einen übergroßen, verrosteten Haken angebracht. Und auf dem kleinen, gemütlichen Jurga Ivanauskaitė-Platz erzeugt eine riesige Katze aus grauem Granitstein ein gewisses Unbehagen (Autor: Ksenija Jaroševaitė, 2004). Diese Fremdkörper moderner Kunst im Stadtraum durchbohren, verletzen und provozieren, sie fordern die liebliche Behaglichkeit der alten Stadt heraus – und stellen somit deren touristenkonforme Harmonie in Frage. Dabei ist das Werk von Urbanavičius unter allen das umstrittenste.

Schon 2009 rief das Projekt heftige Reaktionen in der Öffentlichkeit hervor. In ihren Antworten auf Urbanavičius' Herausforderung spaltete sich die Gesellschaft in Unterstützer und vehemente Kritiker des Monuments. Elona Lubyte, Koordinatorin des Kunstprogramms und Kuratorin für moderne Skulptur an der Nationalen Kunstgalerie

von Vilnius, hat ein ganzes Konvolut von bissigen oder gar gehässigen Kommentaren zu Urbanavičius' Werk gesammelt. Die Gegner hofften damals noch, dass diese anlassgebundene Installation bald nach Ende des Kulturjahres verschwände. Der Bogen, oder *Das Rohr*, wie es im Volksmund genannt wird, ist jedoch bislang an seinem prominenten Platz belassen worden und sticht seitdem aggressiv ins Auge – bis heute ein Gegenstand heftiger Diskussionen.

Vladas Urbanavičius (Jahrgang 1951) reagiert mit Humor auf die kontroverse Rezeption. In seinem kleinen, stilvoll mit dunklem Holz und rotem Backstein gestalteten Haus in Jeruzalė, einem Vorort von Vilnius, das ihm und seiner Frau, der Bildhauerin Ksenija Jaroševaitė, als Wohnung und Atelier dient, zeigt er mir zahlreiche Publikationen, die seine und Jaroševaitės Werke in Litauen und im Ausland dokumentieren. Auf meine Nachfragen hin erzählen die beiden unbequemen Modernisten von den Arbeitsbedingungen im sozialistischen Litauen, von ihrem Leben zwischen Anpassung und Widerstand und den damaligen, zwingenden Vorgaben. Urbanavičius' großformatige Skulpturen im öffentlichen Raum, von denen kleine Modelle und unfertige Teile im Hof zu sehen sind, scheinen jedoch auch heute noch, ähnlich wie *Das Rohr*, den gewohnten Stand der Dinge radikal umzukehren. In der 16 Meter hohen, 42 Tonnen schweren Komposition *Suspending Stones* (Kaunas, 2006) hängt

der Künstler eine Traube massiver Granitsteine an fast unsichtbaren Schnüren innerhalb einer dreibeinigen Metallstütze auf oder er baut aus aufgespießten Findlingen einen hohen *Regenbogen* (2004). Der sieht wie ein halbes Glücksrad aus und steht als Parkskulptur in Kaunas dort, wo sich früher eine Heldenbüste aus sozialistischer Zeit fand.

Noch heute leben und arbeiten litauische Bildhauer, die man früher als Nonkonformisten bezeichnete, in der Künstlersiedlung Jeruzalė, die ich dank Elona Lubytė erkunden konnte. Die Siedlung entstand in der Zwischenkriegszeit und hatte ihre Blütezeit in den 1970er Jahren. Toleriert vom staatlichen Künstlerverband, fand sich hier ein Kreis von Gleichgesinnten, die sogar einen eigenen Ausstellungsraum unterhielten. Patroniert wurden die unangepassten Künstler vom etablierten Meister Vladas Vildziūnas, der auch als Autor dynamischer, kubofuturistischer Kompositionen bekannt ist, u. a. stammt das modernistische Denkmal der Königin Barbara Radziwiłł in der Innenstadt von Vilnius von ihm. Zum Kreis gehört auch sein Sohn Kunotas, ebenfalls Bildhauer, der die Weiße Brücke neu gestaltet hat. Mit dabei ist auch Mindaugas Navakas, der den umliegenden Wald von Jeruzalė mit seinen zyklischen, übereinander gestemmen Urgesteinen gefüllt hat. Diese kombiniert er mit Rostmetallformen und manchmal auch mit zerbrechlichen Glaselementen. Respekt vor dem Material, das weder verschönt noch veredelt oder verfälscht, sondern in der ganzen Ehrlichkeit seiner rauen Textur und Schwere präsentiert wird, verbindet bei allen formalen Unterschieden viele der Bildhauer von Jeruzalė.

Die Stadtraum-Interventionen durch moderne Plastiken verwundern den Besucher des heutigen Wilnas nur im ersten Moment. Denn bei genauerem Hinsehen wird klar, wie sich hier Epochen und historische Ereignisse überlagern, deren Reste man in Form von entdeckten und sorgfältig konservierten Inschriften und Graffiti an den Wänden im Ghetto findet. Diese Dichte scheint gar von einem Überfluss an Geschichte zu zeugen. Einer Geschichte, die keineswegs harmonisch und linear verlief. Das Durchbohren eines sowjetischen Klubgebäudes, die Verletzung der Schönheit einer Flusspromenade, die Intervention einer Stahlnadel in genau die Brücke, die Altstadt und moderne City verbindet – dies alles sind Aussagen, ja Manifeste der Künstler. Sie sind Dornen und Haken im Fleisch ihrer Stadt und halten sie lebendig, damit Vilnius nicht als bloßes Simulacrum der jeweils präferierten Vergangenheit konserviert wird und erstarrt.

Umstritten oder lieblich und gefällig – wie soll sich die moderne Kunst in einer post-sozialistischen Stadt präsentieren? Soll sie, wie die Jeruzalė-Künstler meinen, durch abstrakte Form, nackte Materialität, eine gewisse Aggressivität und erstaunlich paradoxe Lösungen immer aufs Neue kontroverse Diskussionen auslösen? Oder soll sie, wie etwa das aus dem Nichts wiedererstandene Wilnaer Schloss, die vergangene Pracht als neu angefertigte Moulage darbieten und den Betrachter blenden? Dass die Kunst ein Politikum ist, demonstrieren nicht nur die Debatten um *Das Rohr* am Ufer der Neris. Auch der Skandal um die Grüne Brücke, die ehemals den Namen des sowjetischen Generals Černjachovskij trug und unweit des rostigen Bogens über die Neris führt, zeugt davon. 1952 hatten litauische Künstler auf beiden Seiten der Brücke Skulpturen von Arbeitern, Intelligenzlern und Rotarmisten angebracht. Sie waren seltene, gut erhaltene Beispiele der Plastik des Sozialistischen Realismus im öffentlichen Raum. Nun hat die Stadtoberkeit deren heftig diskutierten Abriss am 20. Juli diesen Jahres zum Akt der Befreiung von Spuren der Sowjetherrschaft deklariert.

Die Kunsthistorikerin **MARINA DMITRIEVA** untersucht im Projekt »Utopische Gemeinschaften. Ideen – Realisierungsversuche – Nachwirkung (19. und 20. Jahrhundert)« Künstlergemeinschaften im östlichen Europa von der Jahrhundertwende bis in die sozialistische Zeit. Zusammen mit Kollegen der Akademie der Künste in Vilnius und der Nida Art Colony organisiert sie eine internationale Konferenz zu Künstlerkolonien in Ostmitteleuropa.

Wissenschaft & Öffentlichkeit

stellt Projekte in Planung vor, gibt Einblicke in die Entstehung von Ausstellungen, berichtet von Lesungen und Filmvorführungen.

In Mitropa 2014 haben wir Einblicke in das Entstehen der Ausstellung *Fantastische Welten. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500* gegeben. Inzwischen konnten zahlreiche Besucher die Schau im Frankfurter Städel Museum und im Kunsthistorischen Museum Wien sehen.

Begeisterung bei Publikum und Fachwelt löste auch die prachtvolle Ausstellung *The Sultan's World* zum Blick der Renaissance auf die Osmanen aus, in die Forschungen des GWZO-Projekts »Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa« eingeflossen sind. Im Frühjahr war die Großausstellung mit Meisterwerken von Tizian, Dürer, Memling, Bellini, Tintoretto, Veronese u. a. in Brüssel zu sehen, im Herbst nun wandert sie weiter nach Krakau. Wir zitieren in Auszügen Besprechungen aus *KunstChronik* und *Berliner Zeitung*.

Direkt vor der Haustür des GWZO, im benachbarten Leipziger Stadtgeschichtlichen Museum, widmet sich die Ausstellung *1015. Leipzig von Anfang an* den in diesem Jahr gefeierten Anfängen der Stadt. Auch hier waren Wissenschaftler des Instituts beratend an der Entstehung beteiligt.

Über diese und weitere, auf Forschungen des GWZO basierende Ausstellungen informiert unser Ausstellungskalender für 2015/16.



Blick in *Fantastische Welten* in Frankfurt



Noch einmal *Fantastische Welten*, diesmal in Wien



Auszug aus *KunstChronik*,
Mai 2015 (gekürzt).
Mit freundlicher Geneh-
migung.

»Junge Wilde« des 16. Jahrhunderts und ihre expressive Kunst als Krisenphänomen

BENNO JAKOBUS WALDE

Ein ins Riesenhafte vergrößerter Ausschnitt aus einem Gemälde Georg Lembergers empfangt die Besucher der Ausstellung *Fantastische Welten* im Frankfurter Städel Museum. Der feine Duktus und die kleinteilige Ausgestaltung erlaubten diese Größe, die zugleich als Verweis auf den allgegenwärtigen *horror vacui*, der Furcht vor der Leere, gelesen werden konnte. Gleich eingangsklärten die Kuratoren Jochen Sander und Stefan Roller über ihre Intentionen in einem Video auf, das die Ausstellung auch auf der Website des Museums bewirbt. »Abgedreht«, »überraschend« und »amüsant« seien diese Kunstwerke. Und tatsächlich: Eine unglaubliche Dynamik durchzieht sie. Die Ausstellungsstücke wurden in weich-auratischem Licht vor einem warmen Karminrot und dunklen Azurblau präsentiert.

Und was für Werke das sind! Da treffen überzeichnete ungelente Figuren in ihren im stürmischen Wind aufgewirbelten Gewändern auf sphärische Lichtphänomene und fast schon unnatürliche Wolkenbänder, die den Himmel durchziehen. Die Landschaft scheint ebenso bewegt

wie die Protagonisten selbst. Mit neuartigen Bildkompositionen und ungewöhnlichen Perspektiven wird hier mit der Bildtradition der Spätgotik gebrochen: Die Steigerung des Ausdrucks betrifft alle Bildelemente und beschränkt sich nicht mehr lediglich auf das in der *devotio moderna* fokussierte Leiden Christi.

Problematische Terminologie

Mit fast 150 ausgestellten Exponaten, darunter eine Vielzahl internationaler Leihgaben, gelingt es der Schau, diesem Stilphänomen nachzuspüren. Neben zahlreichen deutschen und österreichischen Museen, Sammlungen und Klöstern sind etwa Werke aus Prag, wie das beeindruckende *Johannesretabel* des Meisters IP aus der dortigen Teynkirche, und Objekte aus London, Budapest, Madrid oder Florenz zu sehen. Die um 1500 einsetzenden und durch die übersteigert dargestellten Naturgewalten emotional aufgeladenen Bildfindungen seien unter anderem, so Sander, als eine Reaktion auf die Kunst und die Traktate Albrecht Dürers zu verstehen, der wie kein anderer die Kunst der Zeit geprägt habe. Man messe sich mit dem Altmeister, lehne sich zwar an dessen Bildfindungen an,



Abb. Niederländischer Meister, *Gefangennahme Christi*, Retabel von Milmort, um 1520/30

überhöhe oder verwerfe sie aber – und entwickle Gegenmodelle. Nicht ganz unberechtigt wird von den »Jungen Wilden« gesprochen. Die Reduktion auf zwei Werke des Altmeisters ist der Ausstellung angesichts der großen Dürerausstellungen der letzten Jahre in Nürnberg 2012 und Frankfurt 2013/14 nicht abträglich. Vom Wiener Frühwerk Lucas Cranachs d. Ä. beeinflusst – etwa der *Schottenkreuzigung* aus der Zeit um 1500 –, arbeiten sich Albrecht Altdorfer in Regensburg, Wolf Huber und der Meister IP in Passau oder Hans Leinberger in Landshut als die wichtigsten Vertreter dieser Stilrichtung zu einer neuen Bildsprache vor.

Der Stil erfährt, von den bayerischen Donaumetropolen ausgehend, rasche Verbreitung. Er findet sich alsbald am Oberrhein, in Böhmen bis hin nach Ungarn und Frankreich. Auch in Mecklenburg, wo Erhard Altdorfer am Hofe Herzog Heinrichs des Friedfertigen arbeitet, finden sich Künstler, die im neuen Stil malen. Der Wirkungskreis reicht gen Nordwesten über den Niederrhein, sogar bis zu den niederländischen Manieristen. Im Flügel des Retabels von Milmort mit der *Gefangennahme Christi*, Werk eines unbekanntes niederländischen Meisters, tritt dies insofern vor Augen, als der Farbeinsatz, das schiere Ineinander der Figuren, die fast schon groteske Verzerrungen aufweisen, ganz dem gewandelten expressiven Impetus und Geschmack folgen, während der Maler in der Naturdarstellung noch eher der heimischen Tradition anhängt.

Gattungsübergreifendes Stilphänomen

Erstmals kommt es zu einer echten Zusammenschau sämtlicher bildkünstlerischen Genres: Neben Malerei, Druckgraphik und Zeichnung ist gegenüber der letzten Ausstellung in Paris die umfassende Einbeziehung der Skulptur zu begrüßen. Dabei treten nicht nur die Werke des Meisters IP hervor. Auch »hybride« Künstlerpersönlichkeiten, wie der Meister HL, sind mit druckgraphischen und skulpturalen Werken vertreten. Die Charakterköpfe der Apostelzone des Zwettler Hochaltarretabels (heute in Adamov bei Brno) stellen mit ihrer Oberflächenbehandlung eindrucksvolle Beispiele dar, die ihre qualitative Entsprechung etwa in dem heiligen Abt eines niederbayerischen Bildschnitzers finden.

Feinst gearbeitete Gliederpuppen, die dem Meister IP zugeschrieben werden, zeugen nicht nur vom Interesse an den idealen Proportionen Dürers, denn die Gliedmaßen sind gegenüber dessen Proportionslehre zu lang geraten. Sie belegen vor allem die Notwendigkeit für die künstlerische Praxis, bewegliche Körpermodelle vor Augen zu haben; eben solche, die als Vorbilder für die neuartigen schrägen oder untersichtigen Blickwinkel taugen. Diese Einbeziehung der Arbeiten der Bildschnitzer ist angesichts der engen Zusammenarbeit der Handwerke äußerst gelungen und konzeptuell wohl auch den beteiligten Institutionen zu verdanken: Neben dem Städel Museum gehören hierzu die Liebieghaus Skulpturensammlung Frankfurt a. M., das Kunst-

historische Museum in Wien sowie das Geisteswissenschaftliche Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V. der Universität Leipzig.

Auch in den Katalogessays werden diese Verbindungen zwischen den Malern und den Bildhauern stärker in den Blick genommen. Überzeugend legt Susanne Jaeger eine mehrfache Kooperation zwischen dem Maler Wolf Huber und dem Bildschnitzer Meister IP dar, Matthias Weniger untersucht die oft beschworene Nähe von Hans Leinberger und Albrecht Altdorfer und Guido Messling setzt etwa Altdorfers Gestaltungsweisen und Bildfindungen in Beziehung zum Humanismus.

Frühling der frühen Neuzeit?

Doch was verbindet die gezeigten Künstler? Mit einem Messen am Altmeister Dürer als »Botschafter des welschen Stils« ist es nicht getan. Der Wissenshunger betreffs Antike ist ja bei den »Jungen Wilden« ebenso gegeben. Die römischen Überreste vor Ort am ehemaligen Limes werden kaum zufriedenstellend gewesen sein, weshalb vielzählige Anleihen aus der italienischen Renaissance zu finden sind. Was die Künstler aber primär interessierte, waren die transportierten Inhalte. Und es waren die antiken Bildelemente, die in einem ihnen eigenen nördlichen Duktus erscheinen. Betrachtet man die Holzschnitte genau, so erstaunt besonders das handwerkliche Geschick der Form- oder Stempelschneider. Sie brachten es fertig, die Vorzeichnungen der Künstler in den

Druckstöcken so umzusetzen, dass vom Eindruck der Handzeichnung nur wenig verloren ging. Die Erfindung der Radierung und die damit zusammenhängende direkte Umsetzung einer Handzeichnung in den Druck findet in jener Zeit nicht von ungefähr statt. Altdorfer ist einer der ersten, der diese Technik für sich entdeckt hat. Zugleich spiegelt die Stilausprägung auch den manieristischen Zeitgeschmack; man denke nur an Altdorfers Bemühungen, ganz unterschiedliche Erwartungen seiner Auftraggeber in stilistischer Hinsicht zu bedienen. Sein *Hl. Sebastian* in untadeligem Kontrapost *all'antica*, ganz nach italienischem Geschmack, steht neben seinem etwa gleichzeitigen Sebastian in der *maniera tedesca*.

Weshalb bedienen sich die Künstler jener Zeit solch drastischer Ausdrucksmittel? Zu Recht wird im Katalog auf die kaiserlichen Humanisten verwiesen, vor allem auf Conrad Celtis. Im Zentrum stehen die von Celtis herausgegebene *Germania* des Tacitus und die *Quatuor Libri Amorum*. Die *Germania* beschreibt die den Römern fremden Landstriche im Norden ihrer Grenzen mit ihrer rauen, sumpfigen und bewaldeten Natur. Messling verweist zudem auf die in Humanistenkreisen verbreitete Naturphilosophie des Celtis, in welcher »Natur und Gottesschau [...] zusammenfallen«, die sich in den damaligen Gelehrtenkreisen bis nach Regensburg und Passau verbreitet habe. Doch auch Joseph Grünpeck nimmt eine Schlüsselstellung bezüglich einer Hermeneutik des Stiles ein.

Wie unmittelbar er die Naturphänomene in göttliche Botschaften zu übersetzen pflegte, zeigen die Spiegel und Prognostica des Humanisten, Historiographen und Astronomen. Grünpecks Auslegungen beziehen sich auf die himmlischen und natürlichen Zeichen sowie auf die Propheten der Bibel. In seinen Schriften werden Himmelserscheinungen, Wetterphänomene, Krankheiten und Bedrohungen akribisch studiert und ausgewertet.

Wie sensibel man seinerzeit jegliche »Abweichung« vom Üblichen verfolgte, zeigen beispielsweise Dürers Flugblätter, die sich nicht auf empirische Beobachtungen beschränken. Die innere Unruhe und Unsicherheit, gepaart mit eingreifenden ökonomischen Veränderungen, entladen sich im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, unter anderem in der überbordenden Frömmigkeitsbewegung mit ihren Abertausenden Wallfahrern zu den Schönen Marien von Regensburg oder Mariazell sowie zum Heiligen Rock nach Trier, in den Bauernkriegen und der Wiedertäuferbewegung. Heilssuche und Auflehnung sind zwei Seiten desselben historischen Prozesses. Mitte der 1520er Jahre sieht sich das Reich zudem der akuten Bedrohung durch die Osmanen ausgesetzt.

All diese Sicherheiten entziehenden, Zweifel und Ängste stiftenden Ereignisse, Zeichen einer Umbruchzeit, äußerten sich nicht zuletzt in einem sich wandelnden Geschmack bei Künstlern, Käufern und Publikum und damit in der Kunstproduktion. Als »fantastisch«, so ist zu vermuten,

hätten die Zeitgenossen diese Werke sicher nicht beschrieben. Der Gedanke, einem Eskapismus anzuhängen, war ihnen fremd. Alles Handeln, und seien es die Pilgerfahrten, ist eine unmittelbare und seinerzeit als adäquat angesehene Reaktion auf gottgegebene Zeichen in einer scheinbar zerbrechenden Welt. Unter

diesem Aspekt wäre für eine echte kulturhistorische Fundierung des Phänomens eine Art Fortführung von Johan Huizingas *Herbst des Mittelalters* wünschenswert, allerdings ohne dessen problematisches Epochenkonzept fortzuschreiben. Dieser Text könnte dann *Frühling der Frühen Neuzeit* heißen und Leben,

Denken, Glauben, Kunst und Literatur im Heiligen Römischen Reich differenzierter in ihren wechselseitigen Interferenzen darstellen. Die Ausstellung *Fantastische Welten* aber ist ein eindrucksvolles Dokument des nicht nachlassenden Interesses an dieser Kunst der »frühen Expressiven«.

Pressestimmen

»Die Ausstellung ist einmalig, wie sie bedeutende Schnitzaltäre aus mehreren Kirchen vereint [...] Dass es den Organisatoren der Ausstellung gelungen ist, [...] den Johannesaltar aus der Prager Teynkirche und eine ganze Reihe weiterer kirchlicher Skulpturen aus Tschechien nach Frankfurt zu holen, macht die *Fantastischen Welten* zu einer der lohnendsten Ausstellungen des Jahres.«
GOTTFRIED KNAPP, *Süddeutsche Zeitung*, 28. 11. 2014

»Manchmal sind es Details, die einen in dieser durchweg faszinierenden Ausstellung geradezu überrumpeln. [...] Ob Apokalypse mit Madonna oder Geheimnis der Liebe – die Kunst um 1500 lässt niemanden kalt.« DIETER BARTETZKO, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 07. 11. 2014

»Die Ausstellung *Fantastische Welten* im Frankfurter Städel eröffnet großartige Einblicke in die Aufbruchsstimmung der Kunst um 1500.« CHRISTIAN THOMAS, *Frankfurter Rundschau*, 05. 11. 2014

»Der seltene Glücksfall, dass eine kunsthistorische Neubewertung zu einer zugänglichen Präsentation gerät. [...] Die Schau argumentiert trefflich und auf visuell ansprechende Weise mit einer Vielzahl abwechslungsreicher Werke aus Top-Provenienzen in logischem Arrangement.«
MATTHIAS KAMPMANN, *Westfälischer Anzeiger*, 28. 11. 2014



Auszug aus
Berliner Zeitung,
05.03.2015.
Mit freundlicher
Genehmigung.

Wo Süleymans Kaftan weht

NIKOLAUS BERNAU

Welch eine gewaltgeladene Atmosphäre. Ein riesiger Wandteppich zeigt die Belagerung von Tunis, mit der Kaiser Karl V. 1535 versuchte, den Osmanen die Oberherrschaft in Nordafrika und damit im Mittelmeer zu entreißen. Eines der teuersten Kunstwerke, die der Herrscher je bestellte. Gegenüber hängt das aus so ziemlich jedem Schulbuch der westlichen Welt bekannte Gemälde mit vielen ineinandergeschobenen Galeeren: Die Niederlage der osmanischen Marine in der Seeschlacht von Lepanto von 1571, ein Wendepunkt der europäischen Geschichte. Und über diesen leidenschaftlichen Schlachtgetümmeln schwebt im Brüsseler Ausstellungshaus Bozar osmanische Hofmusik, hochkultiviert, elegant, straff rhythmisiert.

Durch die Türen vieler Kabinette mit weiteren erlesenen Kunstwerken hindurch sieht man in der Ferne das legendäre Porträt von Sultan Mehmet II. Fatih, des Eroberers von Konstantinopel. Eigens hatte die Republik Venedig einen ihrer besten Maler nach Konstantinopel gesandt, um dem Herrscher zu huldigen. Dies ist der weite Bogen, der die Ausstellung über die Renaissance und die Osmanen überspannt. »Türkenangst« und »Türkenbegeisterung« des Westens standen seit dem 15. Jahrhundert in enger Beziehung

miteinander. So warfen sich Katholiken und Protestanten über bitterböse Flugblattpropaganda gegenseitig vor, mit dem muslimischen Großreich zu paktieren, und in den Niederlanden wurde eine elegante Silbernadel mit Halbmond produziert, die propagierte: Lieber türkisch als papistisch. Luther war zunächst durchaus begeistert von den militärischen Erfolgen der Osmanen, führten diese doch zum Machtverlust der katholischen Mächte Habsburg, Frankreich oder der italienischen Staaten. Erst als die Osmanen zu stark wurden, erschienen sie ihm als Anzeichen des kommenden Weltenendes: 1529 wurde Österreich nach der ersten Belagerung von Wien in die Tributpflicht gezwungen.

Aber schon Mehmet II. hatte nach dem Vorbild italienischer und französischer Herrscher Medaillen fertigen lassen, die ihn in antikisierender Weise als neuen Kaiser feiern. Süleyman setzte dann in seiner langen Herrschaftszeit von 1522 bis 1571 auf eine systematische Bildpropaganda, um die Botschafter an der Hohen Pforte und Europas Herrscher zu beeindrucken. Gemälde, Münzen, Medaillen oder Druckwerke aus Europa verbreiteten seinen Ruhm. Das Zeremoniell des Ausritts zum Freitagsgebet und die Pracht seines Hofes mit den vielen Ratgebern und Militärs wurden zur Legende. Kaiser Matthias andererseits ließ sich in



Abb. Tizian, *La Sultana Rossa*, um 1550

einem kaftanartig weit wallenden Mantel aus osmanischer Seide porträtieren – dessen zartbestickte Umschläge bis vor wenigen Jahren in einer schwedischen Dorfkirche als Altarschmuck dienten. Und womöglich waren es Zeichnungen der Moscheen Sinans in Istanbul, die den größten aller Renaissance-Architekten, Andrea Palladio, dazu brachten, in Venedig die Kirche Il Redentore mit minarettschlanken Türmen zu versehen.

Vor dieser Folie muss man Tizians farbenglühendes Portrait von Hürrem Sultana sehen, der ersten Frau, die ein Sultan offiziell heiratete. Ein Meisterwerk, das nicht nur ihre strenge Schönheit zeigt, sondern auch ihre Kraft. Die Karriere der Roxelana, wie sie im Westen genannt wurde, birgt bis heute Rätsel, und sie irritiert,

wie im vorzüglichen Katalog nachzulesen ist, konservative männliche Osmanen-Historiker bis heute. Zeigt sie doch nicht nur perfekt den multikulturellen Charakter des Osmanischen Reichs, sondern auch die Stärke der Frauen und die Vielfalt seiner kulturellen Kontakte: Ein Venezianer malte die aus der Ukraine stammende Hauptfrau des osmanischen Sultans, um europäische Herrscher von dessen Macht zu überzeugen.

Es ging, wie der Kurator Robert Born aus Leipzig sagte, um ein »symbolisches Wettrüsten«: Die Sultane in Konstantinopel betrachteten sich als legitime Erben der oströmischen Kaiser, sahen den Kaiser in Wien nur als König an. Die Ausstellung ist ein internationales Großprojekt, mehr als siebzig Museen sind beteiligt unter der Federführung des Kunsthistorischen Museums in Wien und des Nationalmuseums in Krakau, wo die Ausstellung im Sommer ihre zweite Station haben wird. Aber türkische Institutionen finden sich nicht unter den Leihgebern – die Behörden in Ankara wollten, erzählen die Kuratoren, keinerlei Darstellung unterstützen, die nicht unkritisch das unter Erdogan zunehmend übliche Heldengemälde osmanischer Sultane übernimmt. Das Nebeneinander von christlichen Massakerbildern und solchen aus osmanischen Handschriften schien beleidigend. Lieber will die Türkei sich selbst huldigen, im Herbst wird eine weitere der vielen schon zu sehenden Ausstellungen über die Pracht des Kaiserpalastes Topkapı Serail in Brüssel gezeigt werden.

Diese Ausstellung zeigt bis ins Detail: Die Behauptung eines unauflösbaren Gegensatzes zwischen muslimischem Morgen- und christlichem Abendland ist nichts als historisch uninformatives Geschwafel. Wer weiß etwa schon von der ganz anderen, überwiegend friedlichen Geschichte, die Polen-Litauen und das Osmanische Reich miteinander verbanden? Oder dass die beiden Vielvölkerstaaten im Gegensatz zu den anderen Großmächten der Zeit weitgehende Gewissensfreiheit garantierten? Der polnische Adel übernahm nicht nur Waffen und Rüstungen, sondern auch Alltagskleidung aus dem Osmanischen Reich. Leider wird in der Ausstellung diese neue, spezielle mitteleuropäische Perspektive auf die Osmanen fast verdeckt vom Strahlen der Werke Tizians, Bellinis, Botticellis oder altniederländischer Feinmaler. Das Grabgemälde des ungarischen Magnaten Gaspar Illeshazy erscheint neben ihnen nur als kulturhistorisches Beiwerk, die witzigen Türkenmasken vom Wiener Hof als Skurrilität.

Eigentlich erstaunlich: Eine Ausstellung, die gerade die Vielfalt der Perspektiven des Westens auf den Osten feiert, versagt sich selbst aus kunsthistorischer Begeisterung für das Schöne der Italiener der Mittel dazu. Vielleicht gelingt es ja in Krakau, dieses ganz Besondere deutlicher werden zu lassen, die kulturelle Begeisterung, die das christliche Europa über alle Furcht hinaus mit dem Reich der Tulpen verband.

Ausstellungskalender 2015/16

05.11.2014–08.02.2015

Städel Museum, Frankfurt/Main

Fantastische Welten. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500

Eine Ausstellung des Städel Museums und der Liebieghaus Skulpturensammlung Frankfurt/Main sowie des Kunsthistorischen Museums Wien in Zusammenarbeit mit dem GWZO

Kuratoren: Stefan Roller (Liebieghaus Skulpturensammlung, Frankfurt/Main) und Jochen Sander (Städel Museum, Frankfurt/Main)



16.03.–14.06.2015

Kunsthistorisches Museum Wien

Fantastische Welten. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500

Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien sowie des Städel Museums und der Liebieghaus Skulpturensammlung Frankfurt/Main in Zusammenarbeit mit dem GWZO

Kuratoren: Guido Messling (Kunsthistorisches Museum Wien) in Zusammenarbeit mit Jochen Sander, Stefan Roller (Städel Museum und Liebieghaus Skulpturensammlung, Frankfurt/Main) und Jiří Fajt (Nationalgalerie Prag und GWZO)



27.02.–31.05.2015

Centre for Fine Arts (BOZAR), Brüssel

L'Empire du Sultan. Le monde Ottoman dans l'art de Renaissance – The Sultan's World. The Ottoman Orient in Renaissance Art

Eine Ausstellung des Brüssler Centre for Fine Arts (BOZAR) und des Nationalmuseums Krakau

Kuratoren: Robert Born (GWZO) und Guido Messling (Kunsthistorisches Museum Wien), Co-Kuratoren: Michał Dziewulski (Nationalmuseum Krakau) und das Netzwerk »Ottomans & Europeans: Reflecting on five centuries of cultural relations«



seit 01.04.2015

Der Oybin – ein Fels in der Weltgeschichte

Eine Dauerausstellung der Burg und des Klosters Oybin

Kuratoren: Gunter Oettel und Joanna Wojnicz (GWZO)



26.06.–27.09.2015

Nationalmuseum Krakau

**Ottomania. Osmański Orient w sztuce renesansu –
The Ottoman Orient in Renaissance Art**

Eine Ausstellung des Nationalmuseums Krakau
in Zusammenarbeit mit dem Centre for Fine Arts
(BOZAR) Brüssel

Kuratoren: Michał Dzięwulski (Nationalmuseum Krakau),
Robert Born (GWZO) und Guido Messling (Kunsthistorisches
Museum Wien)

20.05.–25.10.2015

Stadtgeschichtliches Museum Leipzig

**1015. Leipzig von Anfang an. Die Ausstellung
zum Stadtjubiläum**

Eine Ausstellung des Stadt-
geschichtlichen Museums
Leipzig und des Landesamtes
für Archäologie Sachsen

Kuratoren: Maike Günther
(Stadtgeschichtliches Museum
Leipzig) und Thomas Westphalen
(Landesamt für Archäologie,
Dresden) mit wissenschaftlicher
Begleitung durch das GWZO



28.04.–19.05.2016

Lichthof der Humboldt-Universität zu Berlin

Karel Trinkewitz: Haiku-Künstler aus Prag

Eine Ausstellung des GWZO Leipzig und der
Institute für Slawistik an der Humboldt-Universität
zu Berlin und der Universität Potsdam

Kuratorinnen: Christine Gözl (GWZO), Alfrun Kliems
(Humboldt-Universität zu Berlin) und Birgit Krehl
(Universität Potsdam)

14.05.–25.09.2016

Wallenstein-Reithalle, Prag

**Karl IV. (1316–1378). Bayerisch-Tschechische
Landesausstellung 2016**

Eine Ausstellung der
Tschechischen National-
galerie Prag, des Hauses
der Bayerischen Geschichte
Augsburg und des
Germanischen National-
museums Nürnberg

Kuratoren: Jiří Fajt (National-
galerie Prag und GWZO) und
Wolfgang Jahn (Haus der Baye-
rischen Geschichte, Augsburg),
Co-Kuratoren: Susanne Jaeger
(GWZO), Helena Danova (National-
galerie Prag) und René Küpper
(Haus der Bayerischen Geschichte,
Augsburg)



20.10.2016–05.03.2017

Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg
**Karl IV. (1316–1378). Bayerisch-Tschechische
Landesausstellung 2016**

Eine Ausstellung der
Tschechischen National-
galerie Prag, des Hauses
der Bayerischen Geschichte
Augsburg und des
Germanischen National-
museums Nürnberg

Kuratoren: Wolfgang Jahn
(Haus der Bayerischen Geschichte,
Augsburg) und Jiří Fajt (National-
galerie Prag und GWZO),
Co-Kuratoren: Susanne Jaeger
(GWZO) und René Küpper
(Haus der Bayerischen Geschichte,
Augsburg)



Ziele

Das 1995 gegründete Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig ist in mehrfacher Hinsicht ein Kind seiner Zeit. Es hat die Ostmitteleuropaforschung der alten Bundesrepublik und der DDR zusammengeführt und fortentwickelt. Dabei ist es ein besonderes Anliegen, die Verbindungen in die östlichen Nachbarländer zu erhalten, zu erweitern und zu erneuern – das Forschen über als ein Forschen in und mit Ostmitteleuropa, das heißt mit den Ostmitteleuropäern zu gestalten. Inzwischen ist die Perspektive, die dieser Ausrichtung programmatisch zu Grunde lag, Realität geworden: Ein Vierteljahrhundert nach den Revolutionen im östlichen Europa hat sich der Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« von einem vermeintlich »anderen« Europa zu einem integralen Teil der erweiterten Europäischen Union gewandelt.

Die Gründung des GWZO wurde nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Förderung Geisteswissenschaftlicher Zentren (1994) initiiert, um laut Satzung die »Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert in vergleichender Perspektive wissenschaftlich zu erforschen«. Damit ist das Programm den Prinzipien von Komparatistik, Interdisziplinarität und Transnationalität verpflichtet. Die Ausrichtung des Instituts hat die Interaktion und Kooperation mehrerer Fächer zur notwendigen Konsequenz.

Der Forschungsgegenstand des Zentrums – Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa – umfasst ein chronologisches Spektrum vom Frühmittelalter bis zur Gegenwart und eine historische Großregion zwischen Baltikum, Adria und Schwarzem Meer. Als heuristisches Konzept wird ein Ostmitteleuropa-Begriff zu Grunde gelegt, der von einer offenen Geschichtsregion ausgeht, die durch historisch gewachsene Strukturmerkmale geprägt ist. Durch sie

unterscheidet sich Ostmitteleuropa von anderen Teilen Europas und Eurasiens.

Phänomene wie multiethnische Siedlungsprozesse, ausgeprägte Ständeverfassungen, pluralistische Konfessionalisierung, Ruralität und späte Industrialisierung, nationale und staatliche Emanzipationsprozesse bis an die Schwelle der Gegenwart sowie von außen herangetragene und intern rezipierte Rückständigkeitsdiskurse prägen die Strukturen Ostmitteleuropas auf lange Dauer. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind überdies die 1918 entstandene »Kleinstaatenvelt« sowie die nationalsozialistische und sowjetische Überformung Ostmitteleuropas samt den Genoziden Holocaust und Porrajmos zu nennen. Für die zweite Hälfte spielen das Exil, intellektuelle Dissidenz, zivilgesellschaftliche Gegenstrukturen sowie das genuin ostmitteleuropäische Epochenjahr 1989 eine Rolle.

Nachdem bereits 2006 die Arbeit des Zentrums durch den Wissenschaftsrat positiv evaluiert wurde, attestieren die Anfang 2013 vom Wissenschaftsrat veröffentlichten *Empfehlungen zur Weiterentwicklung der außeruniversitären historischen Forschung zu Osteuropa* dem Zentrum nicht nur eine prominente Position in der internationalen Forschungslandschaft zur Region, sie betonen auch die anhaltende Relevanz des Gegenstands. Auch 25 Jahre nach den politischen »Umbrüchen« hat das Interesse an politischen Entwicklungen in Ostmitteleuropa und an deren historisch-kulturellen Hintergründen bis heute keineswegs abgenommen – nicht nur bedingt durch den Beitritt der östlichen Anrainerstaaten 2004 und 2011 zur Europäischen Union und die Erinnerungen an die Weltkriege, den »Prager Frühling« 1968 und das »Wendejahr« 1989, sondern auch ganz aktuell durch die Ereignisse in der Ukraine.

Ansätze

Das Völkerrecht in der Geschichte

Das Ende des Kalten Krieges hat im Völkerrecht und in der Völkerrechtsgeschichte zu äußerst dynamischen Entwicklungen geführt. Seit den 1990er Jahren haben sich neue völkerrechtliche Konzepte und Mechanismen der Konfliktregulierung (z. B. Vertriebungsverbot und Schutzverantwortung) herausgebildet. Mit der Einrichtung der Kriegsverbrechertribunale für das ehemalige Jugoslawien und für Ruanda und mit der Gründung des Internationalen Strafgerichtshofs hat die juristische Verfolgung von Verstößen zudem entscheidende Institutionalisierungsschritte erfahren. Parallel zu dieser Dynamisierung des Völkerrechts fand auch eine Belebung des entsprechenden Forschungsfeldes statt. Spätestens seit Martti Koskeniemi's 2002 erschienenem Buch *The Gentle Civilizer of Nations* hat der ideengeschichtliche Zugang zur Geschichte des Völkerrechts dieses rechtsgeschichtliche Forschungsfeld entschieden für Ansätze geöffnet, wie sie in der politikwissenschaftlichen und historischen Forschung als internationale Beziehungen bzw. internationale Geschichte betrieben werden.

Nationale und regionale Aneignungen

Eine der interessantesten Debatten zum Völkerrecht ist diejenige nach seinem Ursprung respektive nach seinem kulturell-territorialen Geltungsbereich. Nachdem die Zugehörigkeit zur Völkerrechtsgemeinschaft bis ins ausgehende 19. Jahrhundert an das Kriterium des Christentums und später an das der Zivilisation gebunden war, dreht sich nun die Diskussion darum, wie der universale und kulturell »blinde« Anspruch des Völkerrechts national und regional angeeignet wurde. Neben dem *Oxford Handbook of the History of International Law* liegen eine Reihe von Monographien vor, die das Völkerrecht in diesem Sinne »entkzidentalisierten«. Die spannende Frage dabei ist, ob und wie völkerrechtliche Normen an nationale und regionale Interessen und Bedingungen angepasst wurden und ob regional divergierende Verständnisse von Völkerrecht auf eine vermeintlich herrschende

opinio iuris im Völkerrecht zurückwirkten. Weitgehend vernachlässigt bei der Entkzidentalisierung der Völkerrechtsgeschichte ist jedoch das östliche Europa geblieben. Diese Forschungslücke ist keineswegs über ein additives Vorgehen zu schließen, ändert der Faktor Osteuropa (verstanden als Summe seiner Teilbereiche Ostmittel-, Südost- und das eigentliche Osteuropa) doch das Verständnis der modernen Völkerrechtsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts ganz wesentlich.

Einflüsse aus dem östlichen Europa

Die Verrechtlichung der internationalen Beziehungen in Gestalt des sich dynamisch entwickelnden Völkerrechts ist bisher also als die Entwicklungsgeschichte eines universell angelegten Projekts der europäischen Moderne geschrieben worden. Dennoch weist seine Entstehungsgeschichte bei einer Reihe von Prinzipien, Regelungsfeldern und Regime eine starke regionale Prägung auf. Es ist zentrale These der Forschungen zum Völkerrecht, wie sie hier am GWZO betrieben werden, dass dies zuvörderst für die Wirkungen des Konfliktgeschehens im östlichen Europa im Zeitalter von Nationalismus und Nationalstaatsbildung gilt. Aufgrund seiner historischen Strukturmerkmale war die Konfliktdichte im östlichen Europa zur Zeit des Übergangs vom klassischen zum modernen Völkerrecht sowie das gesamte 20. Jahrhundert hindurch außerordentlich hoch. Die wiederholten und häufig dramatischen Veränderungen der politischen Landkarte – bedingt durch imperialen Zerfall, zeitlich verschobene Nations- und Nationalstaatsbildung, Großmachteinfluss, diktatorische Herrschaft, religiöse Pluralität, sprachliche Vielfalt und ethnische Diversität – bewirkten unmittelbar erhöhten regionalen Regelungsbedarf, der sich mittelbar in völkerrechtlichen Neuerungen niederschlug. Dieser Kausalzusammenhang ist zugleich Grund dafür, dass ein hoher Anteil an prominenten Theoretikern sowie Praktikern des Völkerrechts aus der Osthälfte Europas, hier v. a. aus Minderheitengruppen, stammt.

Orte, Institutionen und Akteure

Mit dem neuen Interesse für die Rolle völkerrechtlicher Normen in den internationalen Beziehungen rücken die Orte und Institutionen sowie die Akteure dieser Verrechtlichungsprozesse ins Zentrum der Forschung. Innerhalb weniger Jahre hat sich ein breites Forschungsfeld entwickelt, das diplomatiegeschichtliche Perspektiven in vielerlei Hinsichten ergänzt und kritisch hinterfragt hat. Der Fokus auf die Verrechtlichung der internationalen Beziehungen öffnet den Blick für die neuen Begrenzungen staatlicher Souveränität und verschiebt die Aufmerksamkeit auf die Handlungsspielräume und Einflüsse der mit internationalen Konventionen geschaffenen internationalen Institutionen, wobei die Forschungen hier ein breites Spektrum von zwischenstaatlichen und privaten internationalen Organisationen, deren Interaktion untereinander sowie mit staatlichen Stellen thematisiert. Damit einhergehend ist eine ganze Bandbreite neuer Akteure sichtbar geworden, die in Form von transnational agierenden Expertenzirkeln, internationalen Beamten oder lokalen Interessensgruppen in Erscheinung treten. Sie erhielten mit den internationalen Organisationen die Möglichkeit, ihre Anliegen unter Umgehung der staatlichen Ebene direkt an eine vermeintliche neutrale und zugleich öffentlichkeitswirksame Instanz zu richten. Spannend an diesen Forschungen sind die kontroversen Positionen, die von neuen, sich zu einer gewissen demokratischen Mitbestimmung entwickelnden Governance-Konzepten über den Aufstieg einer technokratischen Elite bis hin zu einer kritischen Literatur reichen, welche die Kontinuität imperialer Interessenpolitik im »neuen Gewand« thematisieren. In Fortführung des prosopographischen Ansatzes wird hier insbesondere nach der Rolle ostmitteleuropäischer Akteure in den internationalen Organisationen gefragt.

Prozessorientiertheit

In der Bewertung des Verhältnisses zwischen Völkerrecht und internationaler Staatenpraxis geht die idealistische Interpretation von einer autonomen Rolle des Völkerrechts aus, während die ihr maximal entgegengesetzte realistische Sichtweise die hegemoniale Rolle der Staaten und eine lediglich subsidiäre Funktion des Völkerrechts annimmt. Demgegenüber hat die historische Forschung in den letzten Jahren herausgearbeitet, dass die Aufwertung einer bestimmten staatlichen Praxis zu einer Völkerrechtsdoktrin das Ergebnis von langwierigen und konfliktträchtigen Aushandlungsprozessen war und bleibt. Die weltpolitische Konstellation seit dem Ende des Kalten Krieges erweckte ein starkes Forschungsinteresse, die Genese gegenwärtiger Lagen historisch zu beleuchten – das Selbstbestimmungsrecht der Völker in der Wilson'schen, Lenin'schen oder der antikolonialen Lesart ist dafür das prominenteste Beispiel.

Geschichte des Minderheitenschutzes und der Menschenrechte

Die Geschichte des Minderheitenschutzes und der Menschenrechte nimmt in der neueren Forschung zum humanitären Völkerrecht sowie zum Strafvölkerrecht eine prominente Rolle ein. Die Aufmerksamkeit liegt dabei auf dem Wandel der Beziehungen zwischen Staaten, Gruppen und Individuen, die sich in einer langen Perspektive vom Schutz religiöser Gemeinschaften im »langen 19. Jahrhundert« hin zum Schutz ethnischer (und religiöser) Minderheiten in Rahmen des Völkerbunds entwickelte, der nach dem KSZE-Prozess in den 1970er Jahren durch ein Schutzsystem individueller Menschenrechte abgelöst wurde. Die dominierende Tendenz in der neueren Menschenrechtsforschung richtet sich gegen eine teleologische Denkfigur des linearen Aufstiegs der Menschenrechte zum weltweiten Paradigma der Politik und fragt vielmehr nach politischen Kontexten, Brüchen und Konjunkturen.

ISABELLA LÖHR, DIETMAR MÜLLER und
ADAMANTIOS SKORDOS

Publikationen

Im Folgenden ist eine Auswahl der 2014 erschienenen eigenständigen Schriften von Mitarbeitern des GWZO aufgelistet, v. a. Monographien, Sammelbände und Kataloge sowie Themenhefte. Ein vollständiges und regelmäßig aktualisiertes Verzeichnis auch der kleineren Schriften der Institutsmitarbeiter findet sich auf der Homepage www.uni-leipzig.de/gwzo.



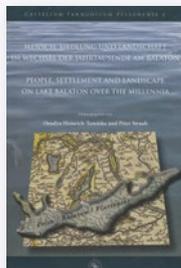
Geschichte als Performance. Politische Bewegungen in Galizien um 1900. Von Dietlind Hüchtker. Frankfurt/Main–New York: Campus Verlag, 2014, 386 S.



Go Ost! Klang – Zeit – Raum: Reisen in die Subkulturzonen Osteuropas. Von Alexander Pehlemann. Mainz: Ventil Verlag, 2014, 224 S.



Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa. Perzeptionen und Interaktionen in den Grenzzonen zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert. Hg. v. Robert Born und Andreas Puth. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2014 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa 48), 336 S.



Mensch, Siedlung und Landschaft im Wechsel der Jahrtausende am Balaton – People, Settlement and Landscape on Lake Balaton over the Millennia. Hg. v. Orsolya Heinrich-Tamáska und Péter Straub. Budapest–Leipzig–Keszthely–Rahden: Verlag Marie Leidorf, 2014 (Castellum Pannonicum Pelsonense 4), 440 S.



Türkenkriege und Adelskultur in Ostmitteleuropa vom 16.–18. Jahrhundert. Hg. v. Robert Born und Sabine Jagodzinski. Ostfildern: Thorbecke Verlag, 2014 (Studia Jagellonica Lipsiensia 14), 355 S.



Niederländische Kunstexporte nach Nord- und Ostmitteleuropa vom 14. bis 16. Jahrhundert. Forschungen zu ihren Anfängen, zur Rolle höfischer Auftraggeber, der Künstler und ihrer Werkstattbetriebe. Hg. v. Jiří Fajt und Markus Hörsch. Ostfildern: Thorbecke Verlag, 2014 (Studia Jagellonica Lipsiensia 15), 352 S.



Křivoklát – Pürglitz. Jagd – Wald – Herrscherrepräsentation. Hg. v. Jiří Fajt, Markus Hörsch und Vladislav Razim. Ostfildern: Thorbecke Verlag, 2014 (Studia Jagellonica Lipsiensia 17), 396 S.



Maria in der Krise. Kultpraxis zwischen Konfession und Politik in Ostmitteleuropa. Hg. v. Agnieszka Gąsior. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2014 (Visuelle Geschichtskultur 10), 388 S.



Die Kunst der Armenier im östlichen Europa. Hg. v. Marina Dmitrieva und Bálint Kovács. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2014 (Armenier im östlichen Europa – Armenians in Eastern Europe 2), 256 S.



Geschichte im Rundumblick. Panorambilder im östlichen Europa. Hg. v. Arnold Bartetzky und Rudolf Jaworski. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2014 (Visuelle Geschichtskultur 11), 213 S.



Fantastische Welten. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500. Hg. v. Stefan Roller und Jochen Sander. München: Hirmer Verlag, 2014, 288 S.



Von der Ablehnung zur Aneignung? From Rejection to Appropriation? Das architektonische Erbe des Sozialismus in Mittel- und Osteuropa. The Architectural Heritage of Socialism in Central and Eastern Europe.

Hg. v. Arnold Bartetzky, Christian Dietz und Jörg Haspel. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2014 (Visuelle Geschichtskultur 12), 297 S.



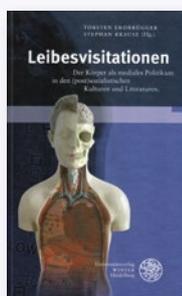
Offene Landschaften. Hg. v. Orsolya Heinrich-Tamáska, Matthias Hardt, László Révész und Winfried Schenk. Bonn: Selbstverlag Arkum e. V., 2014 (Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 31), 406 S.



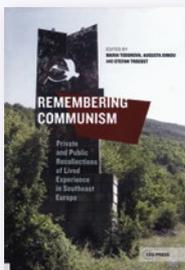
Gebrochene Kontinuitäten. Transnationalität in den Erinnerungskulturen Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert. Hg. v. Agnieszka Gąsior, Agnieszka Halemba und Stefan Troebst. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2014 (Visuelle Geschichtskultur 13), 352 S.



Der lange Weg nach Hause. Konstruktionen von Heimat im europäischen Spielfilm. Hg. v. Dietmar Müller, Lars Karl und Katharina Seibert. Berlin: Metropol Verlag, 2014, 257 S.



Leibesvisitationen. Der Körper als mediales Politikum in den (post)sozialistischen Kulturen und Literaturen. Hg. v. Torsten Erdbrügger und Stephan Krause. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2014, 432 S.



Remembering Communism. Private and Public Recollections of Lived Experience in Southeast Europe. Hg. v. Maria Todorova, Augusta Dimou und Stefan Troebst. Budapest–New York: CEU Press, 2014 (Leipzig Studies on the History and Culture of East-Central Europe 1), 640 S.



Politikai krízisek Európában: A Kaukázustól a Brit szigetekig [Politische Krisen am Rande Europas: vom Kaukasus bis zu den Britischen Inseln]. Hg. v. Bálint Kovács und Hakob Matevosyan. Budapest: Magyar Napló Kiadó, 2014, 412 S.



Wirtschaftliche Verflechtungen Ostmittel- und Südosteuropas im 19. und 20. Jahrhundert / Economic Entanglements of East Central and Southeast Europe in the 19th and 20th Centuries.

Hg. v. Uwe Müller und Toni Pierenkemper. Bochum: De Gruyter, 2014 (= Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1 [2014]), 256 S.



Vergessene Vielfalt. Territorialität und Internationalisierung in Ostmitteleuropa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Hg. v. Steffi Marung und Katja Naumann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014 (Transnationale Geschichte 2), 256 S.



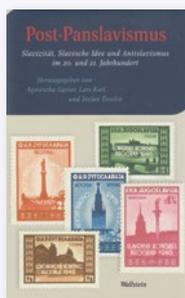
Orientalismen in Ostmitteleuropa. Diskurse, Akteure und Disziplinen vom 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg. Hg. v. Robert Born und Sarah Lemmen. Bielefeld: transcript, 2014 (Postcolonial Studies 19), 356 S.



Spielplätze der Verweigerung. Gegenkulturen im östlichen Europa nach 1956. Hg. v. Christine Gözl und Alfrun Kliems. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2014, 506 S.



Professionen, Eigentum und Staat. Europäische Entwicklungen im Vergleich – 19. und 20. Jahrhundert. Hg. v. Dietmar Müller und Hannes Siegrist. Göttingen: Wallstein Verlag, 2014 (Moderne europäische Geschichte 8), 333 S.



Post-Panslavismus. Slavizität, Slavische Idee und Antislavismus im 20. und 21. Jahrhundert. Hg. v. Agnieszka Gąsior, Lars Karl und Stefan Troebst. Göttingen: Wallstein Verlag, 2014 (Moderne europäische Geschichte 9), 487 S.



Institutionen und Kultur in Südosteuropa. Hg. v. Wim van Meurs und Dietmar Müller. Berlin–München: Verlag Otto Sagner, 2014 (= Südosteuropa-Jahrbuch 39), 291 S.



Unter der Stadt. Subversive Ästhetiken in Ostmitteleuropa. Hg. v. Mónika Dózsai, Alfrun Kliems und Darina Poláková. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2014, 263 S.

Perspektiven

Die Forschungsperspektiven bilden für die am GWZO angesiedelten Projektgruppen und Einzelprojekte den gemeinsamen Rahmen, innerhalb dessen interdisziplinär und epochenübergreifend gearbeitet werden kann. Überschneidungen und Berührungen sind deshalb programmatisch gewünscht.

Kulturtransfer in den inner- und überregionalen Beziehungen Ostmitteleuropas

Für die Untersuchung von Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas bietet sich das Konzept des Kulturtransfers geradezu an, lassen sich doch hier inner- und überregionale Kulturkontakte vom frühen Mittelalter bis heute beobachten. Kulturtransfer wird als dynamischer Prozess aufgefasst, der nicht bloß die Übertragung oder Ausbreitung von kulturellen Phänomenen beschreibt, sondern vielmehr deren gegenseitige Beeinflussung. Das historische Profil der Region lässt sich nicht erforschen, geht man von der Vorstellung homogener Kulturen aus. Begriffe wie »Ausgangskultur« und »Zielkultur« haben sich hier als irreführend erwiesen. Termini wie »Import«, »fremd« und »anders« sollen nicht als Verneinung offener Beziehungsgeflechte verstanden werden, die Prozessen wechselseitiger Durchdringung eine Hierarchie geben. »Kulturen« werden daher im GWZO als relationale und kontextabhängige Praktiken verstanden.

Bedingtheiten und Potenziale von Modernisierungsprozessen

Phänomene von »Modernisierung« durchziehen die gesamte Geschichte Ostmitteleuropas bis in die Gegenwart. Ein wesentliches Anliegen des GWZO ist, unter dieser Perspektive die Eigenvoraussetzungen und -entwicklungen der ostmitteleuropäischen Gesellschafts- und Staatsbildungen zu erforschen. Dabei gilt es, die an westeuropäischen Verläufen ausgerich-

tete Normierung von Modernität zu vermeiden. Vor dem Hintergrund der Perspektive »Kulturtransfer« wird vielmehr die »Europäisierung« Ostmitteleuropas nach 1989 als Wiederentdeckung seiner historischen Europäizität aufgefasst – ist doch Europa erst durch den Einschluss der einst als »barbarisch« angesehenen Regionen im Norden und Osten des Kontinents »geworden«. Offene Konzepte von Modernisierung dienen dazu, die spezifischen Entwicklungen der Region vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert auf eine Weise zu beschreiben, die verbreitete Thesen von ihrer relativen Rückständigkeit revidiert und Ostmitteleuropa als gleichberechtigten Gegenstand einer historischen Komparatistik etabliert.

Nationale Identitätsbildungen

Betrachtungen von Kulturkontakten und Modernisierungsprozessen in Ostmitteleuropa zeigen sich vielfach vom historischen Erfolg nationalstaatlicher Narrative verengt. Doch sind Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas von komplex verwobenen Identifikationsangeboten geprägt, am offensichtlichsten von regionalen (sub- und transnationalen), ethnischen und konfessionellen. Die Problematisierung »nationaler Identitätsbildung« ist insofern zugleich ein Forschungs- und politisches Anliegen: Untersuchungen von Entstehung, Formierung und Festigung solcher und anderer Zuschreibungen können dazu beitragen, überkommene Werturteile bezüglich konkurrierender Identitätsbildungen zu thematisieren. Am GWZO stehen daher transnationale Bestimmungsfaktoren wie Religion, Ideologie, Ökonomie und »Europa« sowie Prozesse kultureller Umwertung und Interferenz im Fokus.

Oskar-Halecki-Vorlesung

Die jährliche Oskar-Halecki-Vorlesung des GWZO verfolgt das Ziel, herausragende Persönlichkeiten des wissenschaftlichen, aber auch öffentlichen Lebens dazu einzuladen, aus ihrem Lebenswerk oder ihrem Erleben über, mit und in den östlichen Nachbarländern Deutschlands für ein breiteres Publikum vorzutragen. Die Festvorlesungen werden anschließend publiziert, um ihre breite Rezeption und fortdauernde Diskussion anzustoßen.

Der in Wien geborene Pole Oskar Halecki (1891–1973) war einer der führenden Mittelalter- und Neuzeithistoriker im Polen der Zwischenkriegszeit. Auf dem internationalen Historikerkongress 1933 in Warschau prägte er die erste Grundsatzdebatte über das Selbstverständnis der historischen Teildisziplin Osteuropäische Geschichte. 1939 zur Emigration gezwungen, gründete er 1942 in New York das Polish Institute of Arts and Sciences in America. Hier entwickelte Halecki seine geschichtsregionale Konzeption Ostmitteleuropas als historische Strukturlandschaft

und verfasste seine bis heute wegweisende Gesamtdarstellung *Borderlands of Western Civilization. A History of East Central Europe* (London–New York 1952) sowie seine grundlegende Studie *The Limits and Divisions of European History* (London–New York 1950). Sein breites Fachwissen setzte der Historiker Halecki auch im diplomatischen Dienst der Zweiten Polnischen Republik sowie im Sekretariat des Völkerbundes ein.

Gäste des Instituts waren in den vergangenen Jahren:

- | | |
|------|--|
| 2014 | Prof. Dr. Karol Modzelewski,
Warschau |
| 2013 | Prof. Dr. Steven A. Mansbach,
Maryland |
| 2012 | Prof. Dr. Ákos Moravánszky,
Zürich |
| 2011 | Prof. Dr. Matti Klinge,
Helsinki |
| 2010 | Prof. Dr. Katherine Verdery,
New York |
| 2009 | Dr. Hans-Dietrich Genscher,
Bonn |
| 2008 | Prof. Dr. Hermann Parzinger,
Berlin |
| 2007 | Prof. Dr. István Fried,
Szeged |
| 2006 | Prof. Dr. Walter Pohl,
Wien |
| 2005 | Prof. Dr. Thomas DaCosta Kaufmann,
Princeton |
| 2004 | Prof. Dr. Piotr S. Wandycz,
New Haven |
| 2003 | Prof. Dr. Maria Todorova,
Urbana-Champaign |
| 2002 | Prof. Dr. Miroslav Hroch,
Prag |
| 2001 | Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej,
Warschau |

Oskar-Halecki-Vorlesung 2014
Jahresvorlesung des GWZO

Prof. Dr. Karol Modzelewski
Gesellschaftspsychologie
einer Revolution

Einladung

Dienstag, 21. Oktober 2014 / 19 Uhr c. t.
GWZO, Specks Hof (Eingang A)
Reichsstr. 4–6, 04109 Leipzig

GWZO
Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
an der Universität Leipzig

Projekte

Die Grundfinanzierung des GWZO trägt der Freistaat Sachsen; die Trägerschaft der Projektforschung ist 2008 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in die Projektfinanzierung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) übergegangen. Seither unterstützt das BMBF

außer der Arbeit der Projektgruppen die Erstellung forschungsnaher Synthesen (Lexika, Handbücher, Ausstellungen). Darüber hinaus wurden und werden zahlreiche Drittmittelprojekte durch anderweitige Förderinstitutionen finanziert. Wir sind all unseren Förderern zu Dank verpflichtet.



Arbeitsprogramm 2014

Anfang 2014 haben am GWZO zwölf neu eingerichtete, interdisziplinäre Projektgruppen die Arbeit am Forschungsprogramm »Ostmitteleuropa zwischen Traditionen und europäischer Integration« begonnen. In den vom BMBF bis Ende 2019 geförderten vier Clustern »Ausweitung und Verdichtung«, »Kunst und Repräsentation«, »Gesellschaftliche Ordnungsentwürfe« und »Transnationalisierung und kulturelle Identitäten« erschließen die Wissenschaftler neue Arbeitsfelder oder bauen thematisch und methodisch auf Ergebnisse früherer Projekte auf. Im ebenfalls neu eingerichteten Bereich »Forschungsmanagement und Transfer« sind ab diesem Jahr die Handbuch- und Ausstellungsprojekte, die Armenier-Publikationsreihe sowie Fachinformationssysteme für Wissenschaft und Bibliothek zusammengefasst.

Cluster I: Ausweitung und Verdichtung

Donau II. Kontinuität und Diskontinuität des Christentums an der mittleren und unteren Donau zwischen Spätantike und hohem Mittelalter (Christentum entlang der Donau). *BMBF, 2014–2019*

Elbmarken, Polen und Böhmen vom 10. bis ins 12. Jahrhundert – Fernbeziehungen durch Handel und dynastische Heiraten. *BMBF, 2014–2019*

Usus aquarum II: Mühlenbau, Wasser und Verkehr im hochmittelalterlichen Landesausbau Ostmitteleuropas – Die Umgestaltung der Flusslandschaft beiderseits der Oder. *BMBF, 2014–2019*

Cluster II: Kunst und Repräsentation

Höfe des Klerus und der Magnaten – geistliche und weltliche Fürsten an Herrscherhöfen. Eigenständigkeit, Abhängigkeiten, Beziehungsgeflechte.

BMBF, 2014–2019

Bellum, commercia et artes: Seehandel, Städtebau und künstlerische Repräsentation in Nordosteuropa im Zeitalter der Nordischen Kriege (1554–1721).

BMBF, 2014–2019

Cluster III: Gesellschaftliche Ordnungsentwürfe

Ländliche Gesellschaften in Ostmitteleuropa in der Neuzeit (am Beispiel Polens). *BMBF, 2014–2019*

Utopische Gemeinschaften. Ideen – Realisierungsversuche – Nachwirkung (19. und 20. Jahrhundert).

BMBF, 2014–2019

Verrechtlichungsprozesse in den internationalen Beziehungen: Prägnanzen des Völkerrechts durch Konflikte im östlichen Europa seit 1850 (Völkerrecht).

BMBF, 2014–2019

Cluster IV: Transnationalisierung und kulturelle Identitäten

Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationsbildung (19.–21. Jahrhundert).

BMBF, 2014–2019

Kulturelle Ikonen Ostmitteleuropas. Das Nachleben der Romantik. *BMBF, 2014–2019*

Transnationale Zeitgeschichte Ostmitteleuropas.

BMBF, 2014–2019

Post-Panslawismus. Slawizität, Slawische Idee und Antislawismus im 20. und 21. Jahrhundert.

BMBF, 2011–2013/14

Spielplätze der Verweigerung. Topographien und Inszenierungsweisen von Gegenöffentlichkeit in Ostmitteleuropa. *BMBF, 2011–2013/14*

Rural Outlaws als Helden der Peripherie. Der Karpatenräuber Juraj Jánošík. *Fritz Thyssen Stiftung, 2012–2015*

Forschungsmanagement und Transfer (Stabsstellen)

Forschungsmanagement. *BMBF, 2014–2019*

Ausstellungsprojekte. *BMBF, 2014–2019*

Handbuch Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa.

BMBF, 2014–2019

Publikationsreihe zur Geschichte und Kultur der Armenier in Ostmitteleuropa. *BMBF, 2014–2016*

Fachinformationssystem und Informationstechnik.

BMBF, 2014–2019

Bibliothek/webbasierte Literaturvermittlung.

BMBF, 2014–2016

Forschungsinfrastruktur Kunstdenkmäler in

Ostmitteleuropa (FoKO). *Senatsausschuss Wettbewerb (SAW) der Leibniz-Gemeinschaft, 2014–2017*

Im Jahr 2014 ...

... arbeiteten am GWZO 41 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter 16 Doktorandinnen und Doktoranden. Am Gastwissenschaftlerprogramm nahmen 22 Forscherinnen und Forscher aus aller Welt teil. Hinzu kamen vier Stipendiaten (gefördert durch: Polnisches Ministerium für Bildung und Forschung, Europäischer Sozialfonds, Alexander von Humboldt-Stiftung, Deutscher Akademischer Austauschdienst – DAAD).

Veranstaltungen

Wie jedes Jahr veranstaltete das GWZO auch 2014 zahlreiche Tagungen und Workshops, organisierte Ringvorlesungen und Vortragsreihen, initiierte Projektvorträge seiner Gastwissenschaftler, aber auch öffentliche Lesungen, Ausstellungen und Podiumsgespräche. Oft kooperierte es dabei mit Partnern in Leipzig, in Deutschland, in der Untersuchungsregion und im übrigen europäischen und außereuropäischen Ausland. Wir sind diesen uns freundschaftlich verbundenen Partnern zu Dank verpflichtet. Eine vollständige Liste der Kooperationspartner des GWZO findet sich auf der Homepage www.uni-leipzig.de/gwzo.

Wintersemester 2013/14 | GWZO-Mittwochsvorträge

Das östliche Mitteleuropa zwischen Frühmittelalter und Gegenwart. Vorträge von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des GWZO

GWZO Leipzig

15. November 2013–9. Februar 2014 | Ausstellung

Die spätromische Festung von Keszthely-Fenekpuszta – Die Geschichte eines halben Jahrtausends am Balaton

Landesmuseum Mureş (Muzeul Judeţean Mureş/Maros Megyei Múzeum/Mureş County Museum), Târgu Mureş

12.–13. Februar 2014 | Workshop

Between Continuity and Controversy. Reframing the Outlines of Artistic Production in Central Europe until 1800 – Kontinuität und Kontroversen. Rahmenbedingungen künstlerischer Produktion in Mitteleuropa bis 1800

GWZO Leipzig

14. Februar–13. April 2014 | Ausstellung

Czerwień – gród między Wschodem a Zachodem [Czerwień – eine Burg zwischen Ost und West]

Landesmuseum Sieradz (Muzeum Okręgowe w Sieradze)

Sommersemester 2014 | GWZO-Ringvorlesung

Eisenbahn in Ostmitteleuropa zwischen Utopie und Nostalgie

GWZO Leipzig

7.–8. April 2014 | Konferenz

25 Jahre freie Wahlen in Polen und friedliche Revolution in der DDR. Was können wir für Gegenwart und Zukunft lernen?

Zeitgeschichtliches Forum Leipzig

23. April 2014 | Studentischer Workshop

Kulturelle Ikonen aus Slowenien

GWZO Leipzig

16. Mai–15. August 2014 | Ausstellung

Czerwień – gród między Wschodem a Zachodem [Czerwień – eine Burg zwischen Ost und West]

Regionalmuseum Krasnystaw (Muzeum Regionalne w Krasnymstawie)

6. Juni 2014 | Workshop

Karl IV. (1316–1378) und das wechselhafte 14. Jahrhundert

Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin

23.–25. Juni 2014 | Podiumsdiskussion

Ukraine – a Multiregional State under Pressure

GWZO Leipzig und Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung, Halle/Saale

26.–27. Juni 2014 | Werkstattgespräch

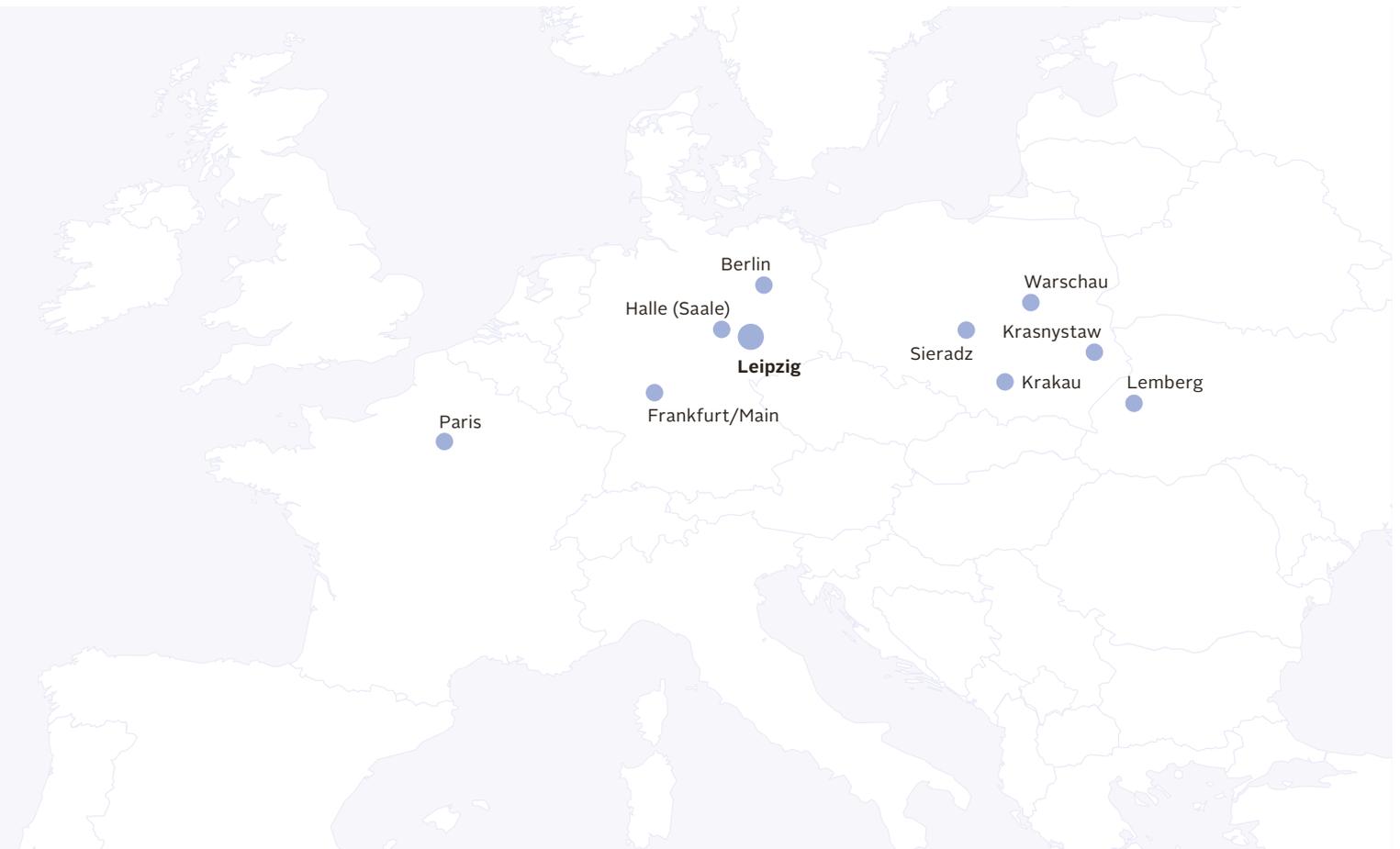
Cultural icon, Kulturheros, figure mythique und andere Konzepte

Galerie für Zeitgenössische Kunst (GfZK) Leipzig und GWZO Leipzig

11. Juli 2014 | Internationale Tagung

Zielregion Ostmitteleuropa – Migration im 20. Jahrhundert

Collegium Hungaricum Berlin



1. September 2014 | Podiumsdiskussion

September 1939 – Polen, Deutschland und die Sowjetunion. Perspektiven auf den Beginn des Zweiten Weltkriegs vor 75 Jahren
Deutsches Historisches Museum, Berlin

3.–9. September 2014 | Workshop-Reihe

Verrechtlichungsprozesse
Jagiellonen-Universität Krakau, Ukrainische Katholische Universität Lemberg und Europäisches Netzwerk Erinnerung und Solidarität, Warschau

4.–7. September 2014 | Internationaler Kongress

Fourth European Congress on World and Global History. Encounters, Circulations and Conflicts
École normale supérieure, Paris

Wintersemester 2014/15 | GWZO-Mittwochsvorträge

Aktuelle Forschungen zur Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas. Vorträge von Mitarbeitern und Kooperationspartnern des GWZO
GWZO Leipzig

20.–21. Oktober 2014 | Jahrestagung des GWZO und Viertes Deutsch-Polnisches Mediävistentreffen

An der Schwelle zu einer neuen Zeit? Lothar III. (1125–1137) und Bolesław III. (1102–1138) in ihren europäischen Bezügen
GWZO Leipzig

22.–24. Oktober 2014 | Internationale Konferenz

Imaginations and Configurations of Polish Society – From the Middle Ages through the 20th Century
Franckesche Stiftungen zu Halle/Saale und GWZO Leipzig

5. November 2014–8. Februar 2015 | Ausstellung

Fantastische Welten. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500
Städel Museum, Frankfurt/Main

Abbildungsnachweise

- S. 2/3** Fotos: Frank Bernhard Übler.
- S. 4–7** (1), (4), (5), (6) Fotos: Veikko Frauenstein. – (2), (3) Fotos: Dirk Suckow.
- S. 9** Foto: Mirco Oehlert (Googleearth).
- S. 10/11** Reproduktionen aus Küas-Sammlung.
© Stadtgeschichtliches Museum Leipzig.
- S. 12** Grafik: Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden. © Landesamt für Archäologie Sachsen.
- S. 15** Drevnosti Rossijskago Gosudarstva. Moskva 1849–1853.
- S. 16** DSpace University of Tartu.
- S. 18** Olearius, Adam: Vermehrte Neue Beschreibung Der Muscowitischen vnd Persischen Reyse 1633–1639. Schließwig 1656.
- S. 20** Muzeum Czartoryskich. Historia i zbiory. Hg. v. Zdzisław Żygulski. Kraków 1998, 84.
- S. 21** Foto: Grzegorz Hałaś.
- S. 22/23** Fotos: A. Pawlikowski. Muzeum Narodowe w Poznaniu.
- S. 24** Muzeum Czartoryskich. Historia i zbiory. Hg. v. Zdzisław Żygulski. Kraków 1998, 85.
- S. 25** Plakat: Witold Chmielewski. Muzeum Plakatu w Wilanowie.
- S. 26–29** Plakat: A. Waszewska. Biblioteka Jagiellońska, Zbiory Dokumenty Życia Społecznego I 8: Dzień kobiet, 75.
- S. 32** (1) Grafik: Johannes Jaeger, 1903. – (2) Grafik: Sarah Weiselowski.
- S. 33–34** Fotos: Martin Heider.
- S. 35** Lisch, Georg Christian Friedrich: Mecklenburg in Bildern. Rostock 1844.
- S. 36–41** Fotos: Christian Mielzarek.
- S. 38** Die Synagoge von Zamość (2011), Foto: MaKa.
- S. 42/43** Slovenské Národné Múzeum/Spiš Museum Levoča.
- S. 45** Foto: Stephan Krause.
- S. 46/47** Mit freundlicher Genehmigung des Künstlers.
- S. 48/49** Foto: Egidijus Tutkus.
- S. 52–55** KunstChronik 68, 5 (2015), 268–273. Gekürzter Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung.
- S. 53** Fantastische Welten. Albrecht Altdorfer und das Expressive in der Kunst um 1500. Ausstellungskatalog des Kunsthistorischen Museum hg. v. Sabine Haag und Guido Messling. Wien 2014, 197 Kat. Nr. 108.
- S. 56–57** Berliner Zeitung, Nr. 54 vom 05.03.2015, 23. Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung.
- S. 67** Entwurf: Franziska Becker.

Umschlag Veikko Frauenstein.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

Impressum

Mitropa Jahresheft des
Geisteswissenschaftlichen Zentrums
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V.
(GWZO) an der Universität Leipzig

Herausgeber Christian Lübke / Stefan Troebst / Christine Gölz
Redaktion Christine Gölz
Korrektur Madlen Benthin
Proof reading Erin Troseth

Gestaltung Plural | Design Severin Wucher
Papier GSO Perlweiß von Geese Papier

Herstellung hausstätter
Druck vierC

Bezug GWZO Leipzig
Specks Hof, Reichsstraße 4–6
D-04109 Leipzig
Telefon (0341) 9735560
Fax (0341) 9735569
gwzo@uni-leipzig.de
www.uni-leipzig.de/gwzo

E-Mail mitropa@uni-leipzig.de
ISSN 2191-1401

Redaktioneller Hinweis

Auf die Doppelnennung femininer und maskuliner Formen (z. B. Kolleginnen und Kollegen) als Form der sprachlichen Gleichstellung wurde aus sprachökonomischen und stilistischen Gründen verzichtet. Stattdessen haben wir uns für die Verwendung von Kurzformen im Plural entschieden (Mitarbeiter, Autoren, Kollegen, Wissenschaftler).





GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

STAATSMINISTERIUM
FÜR WISSENSCHAFT
UND KUNST



Freistaat
SACHSEN